

Dieter Behring, Václav Klaus, Markus Werner, Sex im Freien

DIE WELTWOCHEN

Nummer 27 – 7. Juli 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Literatur:
Die schönsten
Bücher des Sommers



Schweizer Zeugen des Holocaust

Schon Mitte 1942 waren die Gräueltaten im Detail bekannt.

Von Christoph Mörgele



4 194 407 006 90 21
27

FLUSSREISEN IN IHRER SCHÖNSTEN FORM.

Modernste Schiffe
Grosse Kabinen mit Balkon

50%
Leser-Rabatt

AMSTERDAM – WÜRZBURG

8 Tage Flussfahrt auf der MS EMERALD SUN ☼☼☼☼☼

8 Tage
ab CHF 700.-
pro Person

Pluspunkte

Modernstes Schiff
80% aller Kabinen mit franz. Balkon oder Balkon

1. Tag: Anreise nach Amsterdam

Anreise mit dem EUROBUS Comfort- oder Deluxe-Bus oder Flug nach Amsterdam (gegen Zuschlag). Einschiffung.

2. Tag: Amsterdam - Düsseldorf

Sie erleben das Flair Amsterdams bei einer Grachtenrundfahrt durch die alte Seefahrerstadt mit ihren Grachten, Kanälen und dem einzigartigen Charme (*). Nachmittags Schifffahrt in Richtung Düsseldorf.

3. Tag: Düsseldorf - Köln - Koblenz

Am Morgen erreicht Ihr Schiff Düsseldorf. Hier haben Sie Zeit die Stadt auf eigene Faust zu entdecken. Am Nachmittag Fahrt in Richtung Köln, welches Sie auf einer unterhaltsamen Stadtführung kennen lernen (*).

4. Tag: Koblenz - Rudesheim

Am Morgen erreichen Sie Koblenz, am Deutschen Eck, dem Zusammenfluss von Rhein und Mosel. Stadtführung (*). Erleben Sie am Nachmittag einen Höhepunkt Ihrer Flussfahrt: den romantischen Rhein mit der Loreley.

5. Tag: Rudesheim - Frankfurt

Ihr Schiff verlässt den Rhein und biegt bei Wiesbaden in den Main ein. Lassen Sie sich am Vormittag an Bord verwöhnen. Auf einem Stadtrundgang erfahren Sie viel Wissenswertes über die Bankenmetropole Frankfurt mit ihrer beeindruckenden Skyline (*).

6. Tag: Miltenberg - Wertheim

Am Morgen erreichen Sie Miltenberg. Geführter Spaziergang durch das mittelalterliche Miltenberg mit dem ältesten Restaurant Europas (*). Bei einem Winzer degustieren Sie die feinen Mainweine (*), bevor Sie wieder auf die EMERALD SUN einschiffen.

7. Tag: Würzburg

Geniessen Sie Ihren letzten Vormittag an Bord und lassen Sie sich verwöhnen. Am Nachmittag zeigt Ihnen die lokale Führung mit Witz und Charme Würzburg, die Stadt der Türme (*).

8. Tag: Würzburg, Rückreise

Ausschiffung nach dem Frühstück und Rückfahrt in Ihrem Comfort- oder Deluxe-Bus in die Schweiz.

Ihr Flussschiff

2015 gebaut, bietet die EMERALD SUN edle Ausstattung, grosse Kabinen, zeitgenössisches Design und erstklassige Gastronomie, Panoramalounge mit Bar, Lift, Swimming Pool, Kino. Alle Kabinen sind Aussenkabinen und ausgestattet mit trennbaren Betten, Sessel mit Schreibtisch, Telefon, Minibar, Safe, Flachbildschirm, WiFi, Klimaanlage, Dusche/WC. Die Hauptdeck-Kabinen messen 15 m² mit nicht zu öffnenden Fenstern, die Mittel- und Oberdeckkabinen 16 m² mit Fenstern, die sich auf Knopfdruck öffnen lassen. Die Junior Suiten mit begehbarem Balkon messen 19 m², die Royal Suiten 29 m² und verfügen zusätzlich über einen eigenen Lounge-Bereich und einen verglasten begehbaren Balkon.

Reisedatum

22.09. – 29.09.2016

Einsteigeorte

Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Pratteln ,
Ruswil , St. Gallen, Windisch , Winterthur, Zürich 

Leistungen

- An-/Rückreise im EUROBUS Comfort-Bus
- 7 Übernachtungen in der gebuchten Kabine
- Vollpension an Bord
- Frühaufsteher-Frühstück
- Kaltes/warmes Frühstücksbuffet
- Kaffee & Kuchen am Nachmittag
- WiFi an Bord
- 24h Kaffee/Tee
- Galadinner
- Kofferservice ab/bis Anleger
- Ein-/Ausschiffungs- und Hafengebühren

Preise pro Person in CHF

Kabine	Katalogpreis	Leserpreis
HD: Kabine hinten	1400.-	700.-
HD: Kabine	1990.-	995.-
MD: Kabine hinten, fr. Balkon	2250.-	1125.-
MD: Kabine franz. Balkon	2590.-	1295.-
OD: Kabine hinten, fr. Balkon	2540.-	1270.-
OD: Kabine franz. Balkon	2765.-	1383.-
OD: Junior Suite Balkon	3075.-	1538.-
OD: Royal Suite Balkon	4075.-	2038.-

HD Hauptdeck, MD Mitteldeck, OD Oberdeck

Zuschläge

Ausflugspaket mit 7 Ausflügen (*)	CHF	220.-
Ausflug Zaanse Schans	CHF	40.-
An-/Abreise im Deluxe-Bus	CHF	175.-
Rückflug ab Amsterdam inkl. Transfer	ab CHF	320.-
2-Bett-Kabine zur Alleinbenützung gratis bis	CHF	895.-
Annulations- & Reisezwischenfallvers.	ab CHF	49.-
Auftragspauschale	CHF	20.- (max.40.-)

Webcode dgamwuk

Intern

Der Zürcher Kliniker und Professor Robert Hegglin hat mit seiner weltbekannten Differentialdiagnose die Medizin seiner Zeit geprägt. Was er im Sommer 1942 im Rahmen der Schweizer Ärztemission an der Ostfront über die deutschen Massenmorde an den Juden vernahm, vertraute er nur seinem Tagebuch an. Nicht einmal im engsten Familienkreis hat er je über seine erschütternden Erlebnisse gesprochen. Christoph Mörgeli konnte Hegglins Aufzeichnungen einsehen. Sie belegen, wie erstaunlich früh Mitglieder der Schweizer Eliten detailliert über die Judenvernichtung Bescheid wussten. Doch das Offiziersehrenwort verpflichtete Sanitätshauptmann Robert Hegglin zu lebenslangem Schweigen. Als Hitlers Armeen vor 75 Jahren die sowjetischen Grenzen überquerten, schrieb *Weltwoche*-Gründer Karl von Schumacher in einem hellsichtigen Kommentar, dass dies den Untergang der Nazi-Diktatur bedeuten werde. **Seite 16**



Prophet des leichten Geldes: Behring, Baur (l.).

Es dürfte sich um den grösste Betrugsfall handeln, den die Schweiz je erlebt hat: Als die Moore-Park-Gruppe 2004 zusammenkrachte, verloren 2000 Anleger gegen eine Milliarde Franken. Im Mittelpunkt des Skandals stand von Anfang an der Basler Finanzguru Dieter Behring. Zwölf Jahre brauchte die Bundesanwaltschaft, um den Mann vor Gericht zu bringen. Letzte Woche ging die Hauptverhandlung in Bellinzona zu Ende, das Urteil wird auf September erwartet. Redaktor Alex Baur hat nicht nur Behrings atemberaubende Karriere vom Chemielaboranten zum gefeierten Propheten des leichten Geldes nachgezeichnet, er hat auch das Monsterverfahren der Bundesanwaltschaft analysiert. Dabei kamen unserem Autor Zweifel: Sitzt wirklich der Richtige auf der Anklagebank? Oder war Tüftler Behring nicht vielmehr das grelle Aushängeschild – ein nützlicher Idiot, hinter dem sich ein Netzwerk von Kriminellen versteckte, die im Hintergrund die Fäden zogen? Warum liess Bundesanwalt Michael Lauber neun Mitangeklagte einfach laufen? **Seite 40**

Wir hatten schon länger geplant, auf den Literatur-Extraseiten ein grosses Porträt über den

schwerkranken Autor Markus Werner zu veröffentlichen. Pia Reinacher, die den Schaffhauser Schriftsteller seit Jahrzehnten als Literaturkritikerin verfolgt, hatte bereits eine umfassende Würdigung verfasst, als uns am Montag die traurige Meldung erreichte, dass Werner gestorben sei. So ist aus ihrem Porträt ist ein grosser Nachruf geworden für einen der bedeutendsten Schweizer Autoren. **Seite 59**



Kelag-Preis in Klagenfurt: Dieter Zwicky.

Normalerweise wirkt unser Kollege Dieter Zwicky im Hintergrund: Als Korrektor sorgt er dafür, dass die Sprachschwächen der *Weltwoche*-Journalisten nicht bis zur Leserschaft gelangen. Daneben ist Zwicky schriftstellerisch tätig. Vergangenes Wochenende nahm er als einziger Schweizer Autor am Wettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis teil, einem der wichtigsten im deutschsprachigen Raum. Allein die Einladung ist eine grosse Ehre. Mit viel Charme trug Zwicky seine wunderbar-surrealistische Geschichte «Los Alamos ist winzig» vor und sorgte damit für Begeisterung bei der gefürchteten Jury. Am Ende erhielt er den mit 10 000 Euro dotierten Kelag-Preis. Wir gratulieren ihm ganz herzlich zu diesem Erfolg!

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigler, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die unbequeme Stimme der Vernunft.

Die *Weltwoche* hat sich immer leidenschaftlich für die Schweiz eingesetzt. Dieses Engagement steht hinter dem kritischen, fundierten Qualitätsjournalismus dieser Zeitung. Sie deckt Missstände auf, damit diese behoben werden – ungeachtet von Parteien und Personen. Die *Weltwoche* bemüht sich, eine unbequeme Stimme der Vernunft zu sein. Überzeugen Sie sich selbst.

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Lähmend schön

**Brexit in Südfrankreich.
Jordans Angriff auf den Franken.
Spiegel gegen die Demokratie.**
Von Roger Köppel

Letzten Freitag nahm ich in Südfrankreich an einer Debatte über den Brexit teil. Auf dem Podium sass unter anderem die linksfranzösische Exministerin Elisabeth Guigou, die mit dem uneinnehmbaren Selbstvertrauen einer Frau, die Frankreichs höchste Schulen besuchte und ausserdem noch immer sehr schön ist, den EU-Ausstieg der Briten für eine Verrücktheit erklärte. Es fiel mir schwer, den Unsinn ihrer Argumentation zu zerzausen, weil mich Guigou lähmend an die französische Leinwandgöttin Mireille Darc erinnerte, die während der siebziger Jahre als Film- und Lebenspartnerin Alain Delons meine sehnlichsten Jungteenager-Träume beherrschte («Ein Mädchen wie das Meer»).

Dann aber äusserte die Sozialistin mit säuerlicher Miene den Satz, der wie kein anderer die Arroganz, die Verblendung und die kaum in Worte zu fassende Anmassung des real existierenden Europäismus heutiger Prägung ausdrückte: «Die EU ist unverzichtbar, weil sie die europäischen Grundwerte verkörpert, also Freiheit, Rechtsstaat und Demokratie.» Ich war verblüfft, mit welcher Selbstverständlichkeit Frau Guigou eine derartige Ungeheuerlichkeit aussprechen konnte. Kein Staat, keine Behörde, keine Agentur hat den Alleinvertretungsanspruch für europäische Werte. Es sind die Bewohner Europas und die Vielfalt ihrer Länder, die, wenn schon, diese Werte tragen.

Wer es sehen will, der sieht: Die heutige EU ist zu einer Bedrohung jener Werte geworden, die sie hochzuhalten glaubt. Demokratie und Rechtsstaat verwildern in der EU, wegen der EU. Die EU missachtet laufend ihre Regeln und trifft Entscheidungen, zu denen die Bürger nie befragt wurden: Euro, Staatsverschuldung, Asyl, Griechenlandhilfe, Sicherung der Aussen Grenzen. Nichts wollte die ehemalige französische Spitzenpolitikerin von solchen Einwänden hören. Die Panzerdivisionen ihrer Ideologie versperrten den Blick auf die Wirklichkeit. Die heutige EU hat wenig, der Brexit aber sehr viel mit «europäischen Grundwerten» wie Demokratie, Freiheit und Selbstbestimmung zu tun.

Bei einem Mittagessen unterhalte ich mich mit einem erfahrenen, erfolgreichen Bankier. Abgesehen davon, dass er den Brexit wie ich erfreulich findet («Die EU ist Wahnsinn»), teilen wir auch die Sorgen über die Zukunft des Schweizer Frankens. Macht Nationalbankpräsident Thomas Jordan unsere Währung kaputt?



«Der Rechtsstaat verwildert in der EU.»

Es ist doch krank, dass immer noch mehr Milliarden gedruckt werden, um eine Aufwertung zu verhindern. Ich bin kein Nationalbanker, aber ich weiss, dass es nicht gut kommt, wenn ein starkes Land, das eine starke Währung hat, die eigene Währung laufend schwächt. Wann ist der Punkt erreicht, an dem der Franken unkontrollierbar absackt? Was bedeutet der gewaltige Verlust an Kaufkraft, den Jordan den Schweizern beschert? Dazu kommen noch die Negativzinsen, dieses Krebsgeschwür der Wirtschaft, dieses Gift, das unsere Sparguthaben auffrisst. Im Volkswirtschaftsunterricht habe ich gelernt, dass die Wirtschaft von Zinsen lebt. Die einen leihen den andern Geld aus, um dafür Zinsen zu bekommen. Es leiht doch keiner

mehr einem anderen Geld aus, wenn er dafür keinen Zins oder gar einen Negativzins aufgebremst bekommt. Es ist interessant, dass sich immer mehr Freunde mit den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts befassen, als sich das Geld im Zuge einer Hyperinflation auflöste.

Nach dem Volksentscheid der Briten, der anders herausgekommen ist als erwünscht, wird in der EU umgehend der Ruf nach einem Verbot von Volksentscheiden laut. Allen voran: Das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, einst selbst erklärtes «Sturmgeschütz der Demokratie», macht sich heute für die Einschränkung derselben stark. Unter dem Titel «Plebiszit des Grauens» giftet das Blatt in seiner jüngsten Ausgabe gegen die direkte Demokratie. «In der komplexen Welt des 21. Jahrhunderts» müsse man «das politische Kerngeschäft gewählten Vertretern» überlassen – die dann zum Beispiel an den Stimmbürgern vorbei die Unheilswährung Euro einführen oder die Landesgrenzen öffnen für Völkerwanderungen aus Afrika und dem Nahen Osten. Das einstige Oppositionsblatt *Der Spiegel* ist zum schreibenden Arm des Establishments geworden. *Spiegel* des Widersinns.

Schon wieder muss ich mir das wirtschaftshistorisch falsche Lob der bilateralen Verträge anhören. Bei einer «Arena»-Sendung, an der ich teilnehmen durfte, behauptete ein unter dem Brexit leidender Student, ohne die Bilateralen wäre die Schweiz in den neunziger Jahren verarmt. Es ist nicht zu fassen, mit was für Bildungslücken unsere Jugend in die Hochschulen surft.

Zu den Tatsachen: Anfang der neunziger Jahre rutschte die Schweiz nach einer Überhitzung mit Immobilienblase in die Rezession. Die Zinsen explodierten, Firmen gingen ein. Die Wirtschaft lahmte heftig, gleichzeitig wurde der Staat aufgebläht. FDP-Nationalrat Ueli Bremi forderte: «Wir müssen wieder früher aufstehen.» Das Nein der Schweiz zum EWR im Dezember 1992 schleuderte die Polit-Elite gänzlich ins Elend: Ein schwarzer Tag, hiess es trotzig aus Bern, man werde die EU bald, auf Knien kriechend, um einen Beitritt bitten et cetera.

Es kam anders. Bereits 1996 erholte sich die Wirtschaft. Ich erlebte es als junger Chefredaktor. Plötzlich sprudelten wieder die Inserate. Die Budgetkürzungen liessen nach. Der Aufschwung wurde nur kurzzeitig durch das Platzen der Dotcom-Blase unterbrochen, dann ging es fröhlich weiter bis zum Crash von 2008.

Mit den Bilateralen hatte dieser Aufschwung bis zum Abschwung nichts, rein gar nichts zu tun. Die EU-Abkommen traten nach einer Volksabstimmung erst ab 2002 gestaffelt in Kraft. Es ist Geschichtsklitterung, die Erholung der Wirtschaft in den Neunzigern mit Verträgen zu erklären, die es damals gar nicht gab.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



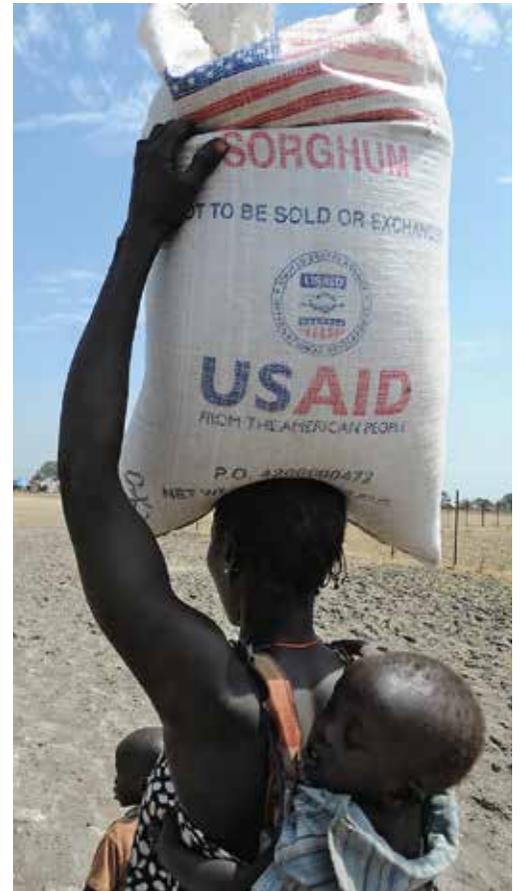
Medienstar: Christa Markwalder. Seite 30



Klassenkampf: Caracas, Venezuela. Seite 54



«Eine andere EU»: Geert Mak. Seite 46



Kehrseite der humanitären Hilfe: Seite 34

Kommentare & Analysen

- 5 [Editorial](#)
- 9 [Kommentar Illegaler Fischzug](#)
- 9 [Im Auge David Bennett, Juwelenexperte](#)
- 10 [Gesellschaft Am Limit](#)
- 10 [Verkehr Wegelagerung](#)
- 11 [EM 2016 Duell der Zen-Meister](#)
- 12 [Ist ein anderes Europa vorstellbar?](#)
Václav Klaus über die EU nach dem britischen Referendum
- 14 [Personenkontrolle Maurer, Widmer-Schlumpf, Füglistaler, Leuthard, Grünenfelder, Thiam, Noti, Grock, Knie etc.](#)
- 15 [Nachruf Elie Wiesel \(1928–2016\)](#)
- 16 [Schweizer Zeugen des Holocaust](#)
Ein Tagebuch aus Privatbesitz enthüllt unbekanntes Fakten
- 19 [Holocaust Was man in der Schweiz wusste](#)
- 20 [Blitzkrieg in den Untergang](#)
Der furchtbarste Vernichtungskrieg der Weltgeschichte
- 24 [Die Deutschen Überraschung!](#)
- 24 [Wirtschaft Stunde der Wahrheit](#)
- 25 [Ausland Zwischen Alpen- und Bananenrepublik](#)
- 26 [Mörgeli Unser Mann in London](#)
- 26 [Bodenmann Man liebt Verrat, nicht Verräter](#)
- 27 [Medien Wie im Wallis](#)
- 27 [Gesellschaft Wilde Kinder](#)
- 28 [Darf man das? / Leserbrief](#)

Hintergrund

- 30 [Vollgas in die EU](#)
Die unterschiedlichen Massstäbe von Christa Markwalder
- 33 [Frank A. Meyer Unke aus Berlin](#)
- 33 [SVP Rickli-Reflex](#)
- 34 [Fluch der guten Tat](#)
Ein Insider berichtet über humanitäre Hilfe in Afrika
- 37 [Bundesrat Funkstille nach dem chaotischen Brexit-Auftritt](#)
- 38 [Sex im Freien](#)
Worauf man bei der Outdoor-Liebe achten sollte
- 40 [Chronisches Justizversagen](#)
Chronik des Falls von Finanzguru Dieter Behring
- 44 [Geldpolitik Ruf nach staatlichen Investitionsprogrammen](#)
- 45 [Konjunktur «Der richtige Zeitpunkt»](#)
- 46 [«Grosser demokratischer Moorbrand»](#)
Autor Geert Mak über die Verantwortlichen der EU-Krise
- 49 [Brief aus Berlin Der Warnschuss](#)
- 50 [Wir Briten](#)
Was verrät die Entscheidung für den EU-Austritt über uns?
- 51 [Brief aus Budapest Wie die Wölfe im Wallis](#)
- 52 [Brexit Michael Gove ist kein Brutus](#)
- 53 [Grossbritannien Frauenwahl in London](#)
- 54 [Verlottertes Kinderparadies](#)
Venezuela zwischen Arm und Reich



«Nur, wer sich ändert, bleibt sich treu»: Autor Markus Werner (1944–2016). Seite 58

Literatur

58 Verhör unter Feinden

Der letzten Sonntag verstorbene Schriftsteller Markus Werner verhandelt in seinem Werk die verheerenden Spuren, die der Zeitgeist in den Seelen hinterlässt

Stil & Kultur

56 Ikone der Woche Nina Simone und das Montreux Jazz Festival

58 Bestseller

61 Schweizer Klassiker «Die Künstliche Mutter» von Hermann Burger

62 Funkelnd, meisterhaft, unterhaltsam

Die beste Lektüre für die Sommerferien. Empfehlungen der Redaktion.

64 Die Freiheit der Ratten und Reporter

Urs Mannharts «Bergsteigen im Flachland»

66 Kraft, Mut und Technik

Das Glück beim Übersetzen des Monumentalwerks «Odyssee»

68 Top 10

68 Kino «Our Kind of Traitor»

69 Jazz Lucia Cadotsch

70 Namen Rhythmus und Glamour

71 Hochzeit Samantha Golkin und David Nigliazzo

71 Thiel EU statt EM

72 Wein Höcklistein, Rapperswil-Jona: Räuschling 2015

72 Zu Tisch Restaurant Gustav, Zürich

73 Motorrad Honda CRF1000L Africa Twin

74 MvH trifft Walter De Gregorio, Fussballbegeisterter und Ex-Fifa-Sprecher

Autoren in dieser Ausgabe

Václav Klaus



Von 2003 bis 2013 war Václav Klaus Staatspräsident der Tschechischen Republik. Kürzlich erschien von ihm das Buch

«Völkerwanderung – kurze Erläuterung der aktuellen Migrationskrise». In dieser Ausgabe fordert er einen revolutionären Umbau der EU. Seite 12

Ralf Georg Reuth



Der Historiker gilt als einer der besten Kenner des deutschen Nationalsozialismus. Hier analysiert er, warum sich Hitler auf das «Unternehmen

Barbarossa» einliess, das in den blutigsten Vernichtungskrieg der Weltgeschichte ausartete. Seite 20

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH

Alle Artikel seit 2001 zum Nachschlagen.

Das Weltwoche-Archiv macht alle Beiträge der jüngsten Vergangenheit lebendig. Die einfache Volltextsuche garantiert schnelle Resultate. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff zu diesem einzigartigen Nachschlagewerk.



Mutmasslich illegaler Fischzug

Von Florian Schwab — Frankreich will älterer UBS-Kundendaten habhaft werden. Macht das Beispiel Schule, droht europaweit ein Dambruch. Die Bank wehrt sich zu Recht gegen den Angriff.



Eifrige Behörden haben es auf die Grossbank abgesehen.

Am Dienstagmorgen, Punkt 7 Uhr, drahtet die UBS eine Medienmitteilung in alle Welt: «Gesuch für internationale Amtshilfe in Steuersachen», so der unverfängliche Titel. Doch der Inhalt ist explosiv. In wohlabgewogenen Worten teilt die Bank mit, sie werde vor dem Bundesverwaltungsgericht gegen die Eidgenössische Steuerverwaltung prozessieren. Stein des Anstosses: Die Behörde hatte verfügt, dass die UBS ihr französische Bankkundendaten zwecks Weiterleitung nach Paris aushändigt.

Man reibt sich die Augen: Wann ist zum letzten Mal eine Schweizer Grossbank für ihre ausländischen Kunden in die Bresche gesprungen (und dies öffentlich!) und hat sich dabei mit den schweizerischen Behörden angelegt? Verwunderung, wo man auch fragt in den Berner Amtsstuben miteingeschlossen.

Worum geht es? Die Bank teilt mit, Frankreich habe ein Amtshilfeersuchen gestellt betreffend «eine Anzahl von UBS-Kontonummern», ausgehend von «Daten aus den Jahren 2006 und 2008». Die französischen Steuerbehörden stützen sich bei ihrer Anfrage auf Informationen, «die sie von den deutschen Behörden erhalten haben», so die UBS weiter. Jedoch sei man der «Auffassung, dass die Daten sowie die Grundlage des Gesuchs nicht spezifisch genug sind».

Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat sich die Geschichte wie folgt zugetragen: Die deutschen Steuerbehörden haben bei ihren zahlreichen rechtlich umstrittenen Ausforschungen des Schweizer Bankenplatzes irgendwelche Kontonummern mit Bezug zur UBS und zu Frankreich dingfest gemacht. Diese haben sie dann, ohne sich sonderlich um das auch in Deutschland geschützte Steuergeheimnis zu kümmern, den französischen Behörden zur Verfügung gestellt, als Nachbarschaftshilfe ohne klaren Rechtsrahmen. Da der Datensatz aber offenbar so unvollständig war, dass die Franzosen damit nichts anfangen konnten, gelangten sie mit einem Amtshilfeersuchen nach Bern. In freier Anlehnung an Friedrich Schiller («Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!») winkte die Eidgenössische Steuerverwaltung das Gesuch durch und wurde bei der UBS vorstellig, um das Puzzle aus Paris zu komplettieren: Namen der Kunden, Adressen, Kontobewegungen.

Der Haken dabei: Für ein Amtshilfeersuchen muss der ersuchende Staat über konkrete Indizien verfügen, welche auf eine Steuerhinterziehung hindeuten. Das blosse Vorhandensein eines Schweizer Bankkontos ist hierfür nicht ausreichend. Mit Fug und Recht könnte man von einer *fishing expedition* sprechen, bei

»» Fortsetzung auf Seite 10

Bale oder Diamant?



David Bennett, Juwelenexperte.

Diamanten sind bekanntlich «a girl's best friend», wie Marilyn Monroe in «Blondinen bevorzugt» hauchte. Der Gentleman, der ihre Schmuckschatullen im wahren Leben, lang nach ihrem Tod, unter den Hammer brachte, war ein englischer Philosoph, der eher durch Zufall im Auktionshandel hängengeblieben ist: David Bennett, mittlerweile 64 Jahre alt, bei Sotheby's seit 1974 und Chef des globalen Juwelengeschäfts. Ihn faszinieren, wie er der *Financial Times* sagte, die Emotionen, Erinnerungen, Liebe, Scheidung, Tod, Schicksal der Persönlichkeiten, deren Erbstücke er versteigert. Es begann 1987 mit den Preziosen der skandalumwobenen Herzogin von Windsor, «als sich die Schlange der Interessenten vor der Ausstellung an der 72nd Street in New York zu einer Meile auswuchs». Bennett hat auch die Nachlass-Kostbarkeiten von Maria Callas, Ava Gardner und Gina Lollobrigida auktioniert, aber seinen besonderen professionellen Glanz erwarb er mit Diamanten. «100-carat man» heisst er in der Branche, weil er schon sieben Exemplare dieses Kalibers versilberte. Unlängst setzte er als Highlight in Genf noch den funkelnden Cartier-Rubinring «Sunrise Ruby» für 30,3 Millionen Dollar ab. Doch zieht jetzt mit der Rohstoffbaisse eine Zeitenwende herauf? Bennett befasst sich auch intensiv mit Astrologiegeschichte (und nahm sich dafür schon mal eine vierjährige Auszeit von Sotheby's). Der «Lesedi La Rona» ist der grösste Diamant, der in den letzten hundert Jahren gefunden wurde, im November 2015 in der Karowe-Mine in Botswana; der Name bedeutet «unser Licht». Er wiegt 1109 Karat und füllt die Hand einer Lady «wie ein Tennisball» (Bennett). Aber niemand wollte den unvergänglichen Stein der Steine ersteigern, der sich vor vielleicht drei Milliarden Jahren materialisierte. Das heisst, die Mindestlimite von sieben Millionen Dollar wurde nicht erreicht, wie David Bennett mitteilen musste, während Fussballerbeine, etwa die des Walisers Gareth Bale, mit doch sehr begrenzter Laufzeit auf dem Transfermarkt hundert Millionen Euro bewegen.

Peter Hartmann

der es um das grossflächige Auskundschaften geht, nicht um die Überprüfung eines konkreten Tatverdachts.

Sofern das Amtshilfeersuchen tatsächlich keine konkreten Namen enthält, könnte sich die UBS auf einen mächtigen Präzedenzfall berufen. Im letzten März hat das Bundesverwaltungsgericht im Fall einer Gruppenanfrage aus den Niederlanden entschieden, dass die Daten nicht überstellt werden, weil im massgeblichen Zusatzprotokoll zum Doppelbesteuerungsabkommen die Nennung eines Namens als zwingende Voraussetzung festgeschrieben ist. Die eidgenössische Steuerbehörde hat den Entscheid an das Bundesgericht weitergezogen, das in Kürze entscheiden wird.

Im Beiboot

Fehlen in dem neusten Ersuchen die Namen ebenfalls? Die Steuerverwaltung gibt auf diese Frage keine Antwort, und die UBS verweist auf ihre Medienmitteilung. Tatsache ist: Ein ähnliches Zusatzabkommen wie mit den Niederlanden besteht auch mit Frankreich. Es erfasst sowohl Gruppenanfragen als auch Anfragen zu einzelnen Personen, so versichern Rechtsexperten unisono. Wie im Niederlande-Vertrag sind auch hier die Anforderungen glasklar aufgezählt. Der erste Punkt, den jedes Amtshilfeersuchen laut schweizerisch-französischem Protokoll aufweisen muss: «Namen und Adresse der in eine Prüfung oder Untersuchung einbezogenen Person».

Und die Namensnennung ist nicht die einzige juristische Fragwürdigkeit: Auf welchen verschlungenen Wegen sind die Informationen von Berlin nach Paris gelangt? War dies vom deutschen Recht gedeckt? Ist eine rückwirkende Anwendung des Doppelbesteuerungsabkommens oder des Steueramtshilfegesetzes, das erst 2012 verabschiedet wurde, überhaupt möglich (die Anfrage betrifft Daten vor 2008)?

Es ist erfreulich, dass die UBS all das gerichtlich klären möchte, bevor sie Kundendossiers herausrückt. In Anbetracht der Vielzahl von herumschwirrenden Datensätzen wäre ansonsten zu befürchten, dass diese von Land zu Land weitergereicht und bis aufs Letzte auf dem Wege der Amtshilfe ausgekocht würden. Das ist nicht im Interesse der Schweiz, ihrer Banken und ihrer Bankkunden, die auf das Bankkundengeheimnis vertraut haben.

Fragwürdig ist das Verhalten der Steuerverwaltung. Angesichts des hängigen Verfahrens im Fall der Niederlande wäre Zurückhaltung beim Durchwinken weiterer Fischzüge angezeigt. Aber noch bevor die höchsten Richter entschieden haben, will die übereifrige Behörde bereits die nächste Lieferung startklar machen. Sie setzt sich damit dem Verdacht aus, im Beiboot der französischen Fischkutter zu sitzen.

Gesellschaft

Am Limit

Von Daniela Niederberger —
Die Bürger wollen keine Ämter mehr übernehmen. Logisch.

Die Gemeinden haben Mühe, ihre Ämter zu besetzen. Man findet vielerorts keine Gemeindepräsidenten mehr. Das Problem habe ein «gravierendes Ausmass» angenommen, warnt der Gemeindeverband; Avenir Suisse zeigt sich alarmiert. Das Milizsystem sei in Frage gestellt. Grosse Bestürzung. Doch warum wollen die Leute neben dem Beruf nicht noch ein politisches Amt übernehmen? Weil praktisch alle Frauen arbeiten. Dieselbe Avenir Suisse, eine wirtschaftsnahe Organisation, drängt seit Jahren darauf, dass möglichst alle Mütter berufstätig sind. Die Wirtschaft ist froh um diese Arbeitskräfte.

Viele Familien, in denen Vater und Mutter arbeiten, funktionieren zwar, aber das System läuft permanent am Limit. Am Morgen die Kinder parat machen für Krippe oder Schule, sodann sich selber und darauf zur Türe hinaus hetzen; am Abend wieder ein Stresskulminationspunkt: Wer holt die Kinder, wer kauft ein, was gibt es zum Znacht? Nach dem Essen Mithilfe bei den Aufgaben, und schliesslich noch etwas «Qualitätszeit». Wer hat da die Energie, an eine Gemeinderatssitzung zu gehen? Gutvielleicht wäre der Mann insgeheim froh, er könnte; aber man will die Frau, die genauso erledigt ist, ja nicht im Chaos sitzen lassen.

Milizsystem aus vergangenen Zeiten

Aus diesen Gründen finden auch die Vereine kaum noch Leute, die sich engagieren. Und wer kommt in der Schule zum Räbenschnitzen, wer geht mit in den Wald? Sicher nicht die Mütter, die arbeiten müssen.

Wie anders ist es, wenn die Frau zu Hause bleibt. (Es gibt auch Männer – sehr wenige –, die das möchten.) Wenn der Vater (oder die Mutter) von der Arbeit heimkommt, steht das Essen auf dem Tisch, die Kinder haben ihre «Ufzgi» gemacht, Klavier geübt und hatten Musse zum Spielen. Niemand ist am Rand der Überlastung, da kann der Vater getrost an die Sitzung. Vielleicht auch die Mutter, die den ganzen Tag zu Hause war.

Das Milizsystem stammt aus einer anderen Zeit. Es ist baut darauf, dass die Frauen den Männern den Rücken freihalten. Das will man heute nicht mehr. Von Seiten der Politik und der Wirtschaft wird gefordert, dass beide berufstätig sind und andere die Kinder betreuen.

Sicher, man kann die Gesellschaft umbauen. Aber dann sollte man sich bitte nicht bei der ersten Gelegenheit lauthals über die Konsequenzen beklagen.

Verkehr

Wegelagerer

Von Christoph Mörgeli — Doris Leuthards Mobility-Pricing ist einfach nur unsozial.

Bundesrätin Doris Leuthard kennt das Rezept gegen die chronische Überlastung der Verkehrswege in Spitzenzeiten: das Mobility-Pricing. Selbstverständlich verliert sie kein Wort über den wirklichen Grund der Überforderung unserer Infrastrukturen, nämlich die ungebremste Zuwanderung. Nur wenn der Bundesrat den jährlichen Zustrom in der Gröszenordnung der Stadt St. Gallen verhindert, können unsere Verkehrswege den Ansturm einermassen bewältigen. Das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative gründete auch in den hoffnungslos überfüllten Zügen und im milliardenteuren Strassenstau. Es fällt nicht schwer, an der (lauten) Akustik der Zugsmittelbenutzer oder an der Höhe der Autonummernschilder herauszufinden, dass nicht die Zraggens, Zuberbühlers und Zumstegs unterwegs sind.

Leuthardsche Refeudalisierung

Nun sollen wir also ein Überbevölkerungs-Pricing bezahlen. Die «benützungsbezogene Abgabe für die Infrastrukturnutzung» ist nichts anderes als ein weiterer Raubzug und eine Wegelagerung zwecks Füllung der Staatskassen. Die leuthardsche Refeudalisierung der Mobilität führt uns zurück ins Mittelalter, als sich nur eine kleine Oberschicht das Reisen überhaupt leisten konnte. Der Denkfehler bei der Massnahme des Home Office beginnt schon da, dass der Bund und die Bundesbetriebe ihre Angestellten zweifellos zu Hause vor dem PC arbeiten oder faulenz lassen; aber ausgerechnet die schlechter entlöhnten Angestellten in Gewerbe und Dienstleistungen müssen zwingend ihren Arbeitsort erreichen, wo auch die Kunden sind. Sie zusätzlich mit einer Busse wegen der für sie vorgegebenen Tageszeit zu belegen, ist einfach nur unsozial.

Umgekehrt könnten sich viele Rentnerinnen und Rentner etwas höhere Verkehrsabgaben durchaus leisten. Sie sind es dann, die in den Spitzenzeiten die fürs werktätige Volk nicht mehr erschwinglichen Tageszeiten zu Ausflügen nutzen. Abzulehnen ist in einem freiheitlichen Staat auch das mit Mobility-Pricing einhergehende System der totalen Überwachung der Bewegungsmuster der Bürger. Die Verkehrsteilnehmer sollen die Nutzung der Verkehrswege ausschliesslich nach ihren beruflichen und privaten Bedürfnissen richten – und nicht nach jenen des Staates. Das Einzige, bei dem der Staat Gutes tun kann: die Strasseninfrastrukturen endlich ausbauen und die Zuwanderung endlich stoppen.

Duell der Zen-Meister

Von Marcel Reif — Die Gemeinsamkeiten von Jogi Löw und Didier Deschamps; isländische Fans und unerträgliche Hooligans; das Comeback des Mittelstürmers.



Ich habe mich geirrt, als ich meinte, die Helmen wären körperlich schon etwas müde. Im Kopf waren sie müde, die Spieler. Die Spanier konnten gegen Italien nicht mehr reagieren, die Belgier waren überfordert gegen Wales (!), die Engländer wurden gegen Island zur Lachnummer. Und bei allem Respekt – wo sollte bei den sympathischen Isländern die Müdigkeit herkommen, wenn man in der zweiten norwegischen Liga kickt? Bei allen Mannschaften, die etwas zu verlieren hatten, waren es nur noch schwere Beine und vor allem eines: leere Köpfe.

Fifa-Boss Gianni Infantino hatte nichts Besseres zu tun, als das Niveau des Turniers mit blumigen Worten zu loben. Und in den unendlichen Weiten seines Hirns kreist bereits die schwachsinnige Idee, die WM-Endrunde auf vierzig Teilnehmer aufzublasen. Vorgänger Sepp Blatter hat erst im hohen Alter seinen Realitätssinn verloren, bei Infantino treten diese Symptome bereits in jungen Jahren auf.

Was man sogar Infantino nicht vorwerfen kann, ist das Ungleichgewicht des Tableaus. Wenn sich ein mittelmässiges Portugal in ein Semifinale gegen die doch ziemlich limitierten Waliser mauert, dann muss man kein Prophet sein, um vorauszusagen, dass der Sieger aus Deutschland gegen Frankreich ganz ordentliche Chancen auf den EM-Titel hat.

In Marseille treffen heute Abend zwei sehr unterschiedliche Trainertypen aufeinander, die trotzdem viele Gemeinsamkeiten haben. Didier Deschamps wurde als Spieler, Jogi Löw als Trainer Weltmeister. Ich gestehe – als Löws Aufstellung gegen Italien bekannt wurde, habe ich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: «Ups, er machte es wieder.» Vor vier Jahren in Polen hat Löw in Panik gehandelt und sich selbst aller Stärken beraubt. Diesmal dagegen hat er eine angemessene Taktik gegen die grössten Quälgeister im Fussball gewählt, die sogar Spanien hinausgekegelt haben. Am Ende wäre es ärgerlich gewesen, wenn das objektiv bessere Team hätte ausscheiden müssen.

Überzogene Kritik wie die von Mehmet Scholl prallt mittlerweile am stoisch ruhigen

Bundestrainer ab wie bei einem Zen-Meister. Der Badener lächelt auch die drohenden verletzungsbedingten Ausfälle weg – dieses unerschütterliche Selbstvertrauen hast du nur dann, wenn du bereits den grössten aller Titel gewonnen hast. Jetzt wird sich zeigen, ob der Kader der Deutschen auch breit genug ist.

Gómez wird fehlen

Deschamps wirkt ebenso beruhigt. Ihm ist es gelungen, die schockartige Ratlosigkeit nach dem Rückstand gegen Irland durch Umstellungen zu korrigieren, und offensichtlich hat er in der Halbzeit die richtigen Worte gefunden. Mit fast Löw-haftem Stoizismus hat Deschamps die unappetitliche Affäre um Benzema mit ihrem lauten Nachhall und den Rassismuskorrekturen wegmoderiert. In einem emotional überhitzten Frankreich, das derzeit wie ein Seismograf auf jeden Wimpernschlag empfindlichst reagiert.

Natürlich verspüren auch die Weltmeister Druck, aber sie gehen heute sicher nicht zitternd ins Spiel. Alle in Deutschland, die bei Verstand sind, werden sagen: «Wir dürfen gegen den Gastgeber und Topfavoriten auch verlieren.» Mittelmass ist in dieser Turnierphase vorbei, und da soll es im Fussball auf Augenhöhe schon passiert sein, dass man ein Spiel nicht gewinnt. Eines wage ich aber zu behaupten: An

die Wand spielen werden die Franzosen die Deutschen nicht. Fussballer pflegen alles an guten oder schlechten Omen für sich zu vereinnahmen. Kein Wunder, dass da im deutschen Lager gerne darauf hingewiesen wird, dass der – übrigens fantastische – italienische Schiedsrichter Nicola Rizzoli auch das WM-Finale in Brasilien gepfiffen hat.

Man kann vieles bei dieser EM kritisieren, aber nicht den Umgang untereinander. Hut ab, wenn das stilbildend ist, was wir von den Spielern, etwa zuletzt bei Italien gegen Deutschland, gesehen haben. Da nehme ich auch gerne manchmal mediokren Fussball in Kauf.

Den einen alles dominierenden und überstrahlenden Spieler habe ich bisher noch nicht gesehen. Höchstens den *Primus inter Pares* – Bale, Neuer, Buffon, Boateng – oder die Franzosen Payet oder Griezmann. Aber es wird die eine Szene geben, in der durch einen Geniestreich die Entscheidung fällt.

Was wir noch gelernt haben: Fans wie die völlig losgelösten Isländer prägen eine Europameisterschaft – aber Hooligans können sie über den Rand des Erträglichen prügeln. Und: Es braucht wieder Mittelstürmer, eine der wenigen taktischen Erkenntnisse. Gómez wird Deutschland heute mehr fehlen als Khedira oder Hummels. Er ist für die Statik des deutschen Spiels unersetzlich. Frankreich hat immerhin Giroud und Gignac.

Die aus der Taktikgruft auferstandene Dreierkette schaut nur auf dem Papier offensiv aus – in Wahrheit sind es fünf Verteidiger, die da ihren Job erledigen, und das ist für meinen Geschmack zu defensiv ausgerichtet. Andererseits ist es auch ein Unding zu glauben, dass jetzt in der finalen Phase alle mehr Risiko eingehen werden. Dazu ist der EM-Titel zu wertvoll.



Fussball auf Augenhöhe: Didier Deschamps, Joachim Löw.



Obskure Lust am Niedergang.

Brexit

Ist ein anderes Europa vorstellbar?

Von Václav Klaus — Mit kleinen Verbesserungen ist es nicht getan – die EU braucht einen revolutionären Umbau. Wenn ich indes die absurden Reaktionen auf das britische Referendum sehe, zweifle ich, ob das Führungspersonal in der Lage ist, etwas am Status quo zu ändern.

Ich muss gestehen, dass ich meine Notizen für diesen Text vor dem britischen Referendum vorbereitet habe. Als ich sie mir nach dem faszinierenden Ergebnis ansah, wusste ich zuerst nicht, was ich tun sollte. Doch dann kam ich sehr schnell zur Schlussfolgerung, dass sie noch immer relevant sind. Das britische Referendum bestätigte «lediglich» jenen, die es noch nicht wussten, eines: dass nicht nur ein paar exzentrische Reaktionäre, die letzten Anhänger der obsoleten Chicago-Doktrin, der österreichischen ökonomischen Schule und von Margaret Thatcher ähnliche kritische Ansichten über die gegenwärtige Version europäischer institutioneller Arrangements, die EU-Politik und die dahintersteckende Ideologie haben, sondern auch Millionen gewöhnlicher Menschen.

«Homo Bruxellarum»

Ich nehme stets die Frage ernst, die die Organisatoren als Titel ihrer Konferenz wählen. Als sie diese Worte abtippte, lächelte meine Sekretärin und meinte ironisch, dass ich meine Reden fast immer mit der Bemerkung beginne, dass die Frage falsch gestellt sei. Dieses Mal hatte ich nicht vor, das zu sagen. Diese Frage – «Ist ein anderes Europa vorstellbar?» – ist der Diskussion wert. Die Fragestellung impliziert – zumindest für mich –, dass Europa nicht nur

einen kleinen Wandel braucht, sondern einen umfassenden, grundlegenden Umbau. Die britischen Wähler haben uns dieselbe Botschaft gesandt. Lassen Sie mich diesen Punkt weiter entwickeln.

Die kleinen, mehr oder weniger kosmetischen Veränderungen, die man in der EU jahrzehntelang permanent vorgenommen hat, reichen ganz offensichtlich nicht aus. Wir brauchen keine Reformen, sondern einen grundlegenden Wandel – im Fall des Kommunismus sprachen wir von einer Transformation oder einem Systemwechsel –, andernfalls kann der Wechsel nicht vollzogen werden. Alle Europäer, nicht nur die Briten, sollten dies akzeptieren und sehr laut sagen, dass wir in einer Sackgasse stecken, in der wir nicht weiter vorankommen, sondern nur zurückgehen. In dem Augenblick, als sich die Länder Mittel- und Osteuropas vor 27 Jahren des Kommunismus entledigten und zum demokratischen Teil Europas zurückkehrten, erwartete ich nicht, dass ich während meiner Lebenszeit noch eine derartige Enttäuschung über die Welt um uns erleben würde, wie ich sie jetzt fühle.

Lassen Sie uns eines klarstellen und zwei Begriffe konzeptuell voneinander trennen, wann immer wir sie verwenden: Europa und die Europäische Union. Einige Leute – vor allem Angehörige der Gattung «Homo Bruxellar-

um» – verwirren uns bewusst und absichtlich, indem sie sie vermengen.

Europa ist okay. Ich habe nicht den geringsten Ehrgeiz, es zu reparieren. Ich will kein anderes Europa bauen, will nicht seine geographische Lage und seine Grenzen verschieben, seine Geschichte umschreiben und verändern, seine Traditionen, Gewohnheiten, Bräuche, Verhaltensnormen, Kulturen und Religionen über Bord werfen, unsere sogenannten europäischen Werte aufgeben, die über Jahrhunderte und Jahrtausende entwickelt wurden. Ich will kein neues Europa bauen und keine neue Spezies schaffen – einen europäischen Menschen, der politisch korrekt ist, multikulturell denkt und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern leugnet. Diese Einheit namens Europa war immer vor allem eines: das Ergebnis einer spontanen Entwicklung, nicht das Projekt von irgendjemandem. So soll es auch bleiben. Ich stimme voll und ganz den österreichischen Ökonomen Hayek und Mises zu, dass die Welt durch menschliches Handeln vorangetrieben werden soll, nicht durch einen menschlichen Entwurf.

Das überehrgeizige, künstliche Konstrukt Europäische Union ist das Produkt eines fehlerhaften Designs. Nicht viele Menschen betrachten es sich ernsthaft genug. Die meisten sehen nur, was die europäische Propaganda sie sehen

lassen will. Der Grossteil der Welt (und auch die Europäer) scheinen zu glauben, dass die EU Folgendes ist:

- eine den Frieden sichernde Gemeinschaft von Nationen;
- eine demokratische Ansammlung von Ländern, wo der Demos sich als Demos fühlt;
- eine zusammenhängende Einheit, die monokulturell auf europäischen Werten und Verhaltensmustern fusst;
- eine Einheit, die nur einen kleinen Teil der Entscheidungsfindung zentralisiert (nur jene Themen, die nicht auf der Ebene von einzelnen Staaten gelöst werden können);
- ein Konglomerat von Ländern, in dem alle gleich sind (in Orwells Sinn);
- eine familienartige Institution, in der die Stärkeren den Schwächeren auf bedeutsame Weise helfen;
- eine Institution, in der Widerstand gegen die offiziellen Ansichten erlaubt und möglich ist;
- eine Institution, in der es eine echte, demokratisch geformte und umgesetzte Politik gibt, etc., etc.

Nichts könnte von der Wahrheit weiter entfernt sein als dieses propagandistische Schema. Die heutige Europäische Union ist etwas ganz anderes:

- Sie ist eine Einheit ohne Demos, das heisst, ohne Demokratie.
- Sie ist eine Einheit mit einer schwachen Identität. Europäer zu sein, bedeutet für viele von uns eine geografische Abgrenzung. Was unsere Identität angeht, so sind wir in erster Linie Tschechen, Italiener oder Schweizer. Und wir sind stolz darauf. Es gibt einige «europäische» Gemeinsamkeiten, aber Europa war nie ein Schmelztiegel.
- Sie ist eine Einheit, die den Begriff Subsidiarität missbraucht, um den tatsächlichen Zustand und die vorherrschende Tendenz zu

kaschieren – die stetig zunehmende Zentralisierung der Entscheidungsprozesse in der EU. — Sie ist – vor allem nach dem Vertrag von Lissabon – eine Einheit mit einem dominierenden Land, Deutschland. Dieses Land muss – wie es unlängst der deutsche «Staatsminister für Europa», Michael Roth, formulierte – seine Führungsrolle in Europa erfüllen, ob es will oder nicht.

— Sie ist eine Einheit ohne authentische, echte Solidarität.

— Sie ist eine Einheit, die beengt wird von einer nicht funktionierenden Währungsunion, die auf dem Ansatz gründet, wirtschaftlich miteinander unvereinbare Länder zusammenzubringen, etc., etc.

All dies ist hinreichend sichtbar. Jeder, der Augen hat zu sehen, hat dies beobachtet und notiert. Wir sollten uns eingestehen, dass die EU ein veraltetes Konstrukt ist. Dank der EU werden wir Zeugen eines offenkundigen Niedergangs Europas, wenn nicht sogar seines Todes (im Vergleich zum Rest der Welt).

Dieser Niedergang wurde nicht von islamistischen Terroristen verursacht, von der kürzlich losgetretenen Massenmigration, von einem rapide wachsenden China, vom Erwachen und Wiedererstarken Russlands, von den nicht hart arbeitenden und Schulden anhäufenden Griechen. Und auch nicht von der Eingliederung ehemals kommunistischer mittel- und osteuropäischer Länder in den alten, elitären EU-Klub. Und er wurde nicht verursacht von einer strukturell ähnlichen und zeitgleich stattfindenden Entwicklung, der gegenwärtigen Schwächung Amerikas.

Dieser Niedergang wurde von uns verursacht, von der im Ansatz mangelhaften und kontinuierlich verschlechterten Gestaltung des europäischen Integrationsprozesses, von den unproduktiven wirtschafts- und sozialpoliti-

schen Massnahmen und von den progressistischen zivilisatorischen und kulturellen Doktrinen, die in den sechziger Jahren begannen, Fahrt aufzunehmen.

Dieser – auf Dauer unhaltbare – Zustand kann nur von uns selbst verändert werden, indem wir die Form der EU radikal umbilden und uns von der Ideologie des «Europäismus» befreien. Je schneller wir das tun, desto besser. Das britische Volk hat uns gezeigt, dass ein radikaler Durchbruch möglich ist.

Mentalität der Eliten

Um zur Anfangsfrage zurückzukommen: Ich möchte sagen, dass ein anderes Europa vorstellbar ist. Aber wenn ich, der ich auf dem europäischen Kontinent lebe, Tag für Tag die Propaganda und die Indoktrination höre, wenn ich die absurden Reaktionen auf das britische Votum lese und den totalen Mangel an überzeugenden und visionären Führern sehe, dann muss ich pessimistisch konstatieren, dass es selbst nach dem historischen Ergebnis des britischen Referendums nicht leicht sein wird, die europäischen Institutionen, die voll von Leuten sind mit dem eigennützigem Interesse an einer Fortsetzung des Status quo, radikal zu verändern.

Der so notwendige Wandel wird nicht an der Spitze beginnen. Er muss unten seinen Anfang nehmen, in einzelnen europäischen Ländern. Er sollte zu einer Transformation der gegenwärtigen Union in eine alternative Gemeinschaft (oder Union) führen. Das heisst nicht, dass man das Rad zurückdreht. Es bedeutet, voranzuschreiten. Es setzt voraus, dass man von einer Mentalität der Eliten zu einer Mentalität des einfachen Mannes wechselt. Das ist natürlich eine revolutionäre Aufgabe.

Václav Klaus war von 2003 bis 2013 Präsident der Tschechischen Republik.

**Volg. Im Dorf Daheim.
In Lohn-Ammansegg
zu Hause.**

Eier vom Dorf – von glücklichen Hühnern gelegt!

Landwirt Bernhard Wyss ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Freiland Eier sind im Volg Lohn-Ammansegg (SO) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

FEINS VOM DORF

Volg
frisch und fründlich

Personenkontrolle

Maurer, Widmer-Schlumpf, Füglistaler, Leuthard, Grünenfelder, Thiam, Niederberger, Noti, Grock, Knie, Knie, Brunner, Taifun, Aeschi, Grüter, Matter

Bundesrat Ueli Maurer (SVP) bringt bürgerliche Finanzpolitiker zum Staunen. Öffentlich geriert sich der Finanzminister als Skeptiker der Gesetze Fidleig und Finig, die er von seiner Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf geerbt hat und welche die Kundenberatung der Schweizer Banken nach bürokratischen EU-Richtlinien vereinheitlichen wollen. Als Anfang letzter Woche die Wirtschaftskommission des Ständerats zusammensass, platzierten die Gegner der Gesetze den Vorschlag, dass der Bundesrat die Übung von sich aus abbrechen möge. Die Brücke war gebaut, und Maurer hätte sie nur noch beschreiten müssen. Doch der Finanzminister zeigte nicht die geringste Regung in diese Richtung. (fsc)

Peter Füglistaler, Direktor des Bundesamtes für Verkehr, weiss um seinen Wert für Chefin Doris Leuthard (CVP). Beim gemeinsamen Auftritt zum Mobility-Pricing tat er Bedenken der Medien zu Preisaufschlägen beim GA ab: Journalisten seien nicht betroffen, weil sie ohnehin später unterwegs seien. Es sei unter jeder Kanone, wenn ein hochbezahlter und aus Steuergeldern entlohnter Chefbeamter andeute, Journalisten gingen später ins Büro als der Rest der Bevölkerung, intervenierte die Weltwoche. Er habe nicht den Berufsstand beleidigen wollen, entgegenete Füglistaler. Weiter sei er der Ansicht, dass er seinen Lohn wert sei, unabhängig davon, ob dieser aus einer privaten Tätigkeit erwirtschaftet oder von den Steuerzahlern finanziert werde. Bleibt die Frage: Um welche Zeit fährt Füglistaler ins Büro? (hmo)

Eine der gewagteren Erklärungen für den Brexit: Die «Out»-Stimmen stammten mehrheitlich von den «Abgehängten», die von der Globalisierung nicht ausreichend profitieren, war vom neuen Avenir-Suisse-Direktor Peter Grünenfelder zu vernehmen. Eine noch krassere Version dieses Deutungsmusters gab Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam zum Besten. Der Brexit sei «der Preis für chronische Unterfinanzierung der Bildung» in Grossbritannien, sagte er an einer Konferenz. Nur: Gemäss OECD wendet die öffentliche Hand im Vereinigten Königreich 4,0 Prozent des Bruttoinlandprodukts für die Bildung auf, ausschliesslich Universitäten. Zum Vergleich: In der Schweiz sind es 3,5 und in Deutschland 2,9 Prozent. (fsc)



Eigener Weg: Bundesrat Maurer (SVP).



Kuhhandel: SVP-Nationalrat Brunner.



Brexit-Theorie: Credit-Suisse-Chef Thiam.



Selbstbewusst: Peter Füglistaler.



Erotisches Sommermärchen: Gregory Knie.

Der Versuch der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG), den Schweizerpsalm umzudichten, stiess bislang nicht auf Anklang. Pünktlich auf den 1. August geht die Organisation in die Offensive. Geschäftsleiter Lukas Niederberger hat sämtlichen Gemeinderäten der Schweiz einen Brief geschrieben: «An der Fussball-EM sind die Schweizer Athleten einmal mehr durch ihr Nichtsingen beim Erklängen der Nationalhymne aufgefallen», so hebt das Schreiben an. Damit dies am 1. August «in Ihrer Gemeinde» nicht passiert, lade die SGG dazu ein, neben der bisherigen Hymne «auch den vorgeschlagenen neuen Hymnen-Text zu singen». Der hochmütige Anspruch eines selbsterklärten Grüppchens von «engagierten und aufgeklärten Bürgern» dürfte in den Höhenfeuern am 1. August in Schall und Rauch aufgehen. (fsc)

«Und halte auch die andere Wange hin...» Von diesem Prinzip mag Odilo Noti, Dr. theol. und Leiter Kommunikation der Caritas Schweiz, nichts halten. Er unterstellt der Weltwoche «Rufschädigung» und «politisch moti-

vierte Unwahrheiten». So viel praktizierte Nächstenliebe verlangt nach Aufklärung. Es ging um einen Artikel über die Abhängigkeit privater Hilfswerke von öffentlichen Geldern (Weltwoche Nr. 24/16). Ein Blick in die Finanzrechnung 2015 der Caritas schafft Klarheit: Total nahm das Hilfswerk 87,4 Millionen Franken an Spenden und Beiträgen ein. Davon stammen 23 Millionen direkt aus privaten Spenden, Patenschaften, Legaten und Erbschaften. Der Rest stammt von der öffentlichen Hand (Bund, Kantone, Gemeinden), der (weitgehend steuerfinanzierten) Kirche und von anderen Organisationen oder Stiftungen wie der von der SRG mitgegründeten Glückskette. Weitere 11,1 Millionen stammen von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), und nochmals 15,3 Millionen werden als «Bundesbeiträge» ausgewiesen. Odilo Noti hält fest, es gebe keinen Grund zu insinuieren, «die Caritas sei ein parastaatlicher Betrieb». (fsc)

Folies Bergère – das renommierte Revuetheater in Paris steht für eines der bedeutenden Kapi-

tel im internationalen Showgeschäft. Der letzte Eidgenosse, dem hier ein mehrwöchiges Gastspiel gewährt wurde, war der phänomenale **Grock** – anno 1912. Seit einer Woche hat der Jahrhundert-Clown aus dem Berner Jura einen Nachfolger – **Gregory Knie**. Mit seiner erotischen Akrobatik-Show «Ohlala» gastiert der Spross der Schweizer Zirkusdynastie an der geschichtsträchtigen Adresse im 9. Arrondissement, was der Zeitschrift *Paris Match* eine Sonderbeilage wert war. Der Auftritt in der Stadt der Liebe ist sozusagen das Meisterstück des 39-jährigen Zirkusdirektors. «Fantastisch», sagt sein Vater **Rolf Knie**. Mit Recht: Auf Schweizer Künstler wartet in Frankreich normalerweise niemand. Gregory Knie hat etwas erreicht, wovon die helvetische Fussball-Nationalmannschaft vergeblich träumte. Er schreibt 2016 in Paris ein wunderschönes Schweizer Sommermärchen. (tre)

Die Schwinger haben einen König, die Eringer eine Königin. Wenn die schwarzen Walliser Kühe auf die Alp kommen, kämpfen sie untereinander die Rangfolge aus. So auch letztes Wochenende auf der Alp Tschorr. Unter den Teilnehmerinnen befanden sich auch zwei Exemplare aus dem Stall von SVP-Nationalrat **Toni Brunner**, der im Toggenburg seit kurzem eine kleine Zucht unterhält. Seine **Taifun** hielt wacker mit, einheimische Beobachter sahen sie nach dem Stechen auf dem überraschend guten zweiten Platz. Mindestens so erfolgreich ist Brunner im Anwerben von Patenschaften: Gleich drei seiner Fraktionskollegen, **Thomas Aeschi** (SVP/ZG), **Franz Grüter** (SVP/LU) und **Thomas Matter** (SVP/ZH), sind mittlerweile ebenfalls Besitzer einer Eringerkuh. Brunner ist gefürchtet, zu vorge-rückter Stunde die nicht ganz günstigen Tiere an den Mann beziehungsweise Parteikollegen zu bringen. (kep)

Nachruf



Wider den Hass: Elie Wiesel.

Elie Wiesel (1928–2016) — Als Elie Wiesel in den fünfziger Jahren einen Verleger für sein autobiografisches Holocaust-Buch «Die Nacht: Erinnerung und Zeugnis» suchte, erhielt er anfänglich nur Absagen. Das Thema Judenvernichtung sei morbide und würde keinen interessieren, beschied man ihm. Und als Wiesel in Frankreich schliesslich einen Verleger fand, blieb das Buch in den Regalen liegen, obwohl es von Kritikern in den höchsten Tönen gelobt wurde. Erst viel später wurde der Name Wiesel zum Inbegriff für die Erinnerung an das Böse. Wiesel, 1928 als Sohn einer frommen jüdischen Familie in Rumänien

geboren, hatte eine der schlimmsten Geschichten zu erzählen, die man sich denken kann. Als Teenager zwangen ihn die Nazis zusammen mit seiner Familie ins Lager: Auschwitz und später Buchenwald.

Wiesel wurde als Zeuge des Holocaust weltberühmt. Er trug wesentlich dazu bei, dass die Schrecken der Judenverfolgung nicht vergessen werden. Wiesel, Ikone der Holocaust-Erinnerungen, verstand es auch, sich als Kämpfer für Menschenrechte weltweit einen Namen zu schaffen. Sein Wirken wurde 1986 mit dem Friedensnobelpreis geehrt. Er habe versucht, die Erinnerung an den Holocaust wachzuhalten, und gegen jene angekämpft, die diesen lieber vergessen wollten. «Denn», so sagte Wiesel bei der Entgegennahme der Ehrung, «wenn wir vergessen, sind wir schuldig, machen wir uns zu Komplizen.»

Mit dem Nobelpreisgeld gründeten Wiesel und seine Ehefrau Marion – ebenfalls eine Holocaust-Überlebende – eine Stiftung, die sich weltweit für Gerechtigkeit und Menschenrechte einsetzen sollte. Einen Teil der Gelder konnte er freilich nicht für seine hehren Ziele einsetzen. Die Stiftung verlor Mittel, die sie bei Bernard Madoff investiert hatte – in einen Fonds, der sich 2008 als betrügerisches Schneeballsystem entpuppte.

Wiesel blieb bis zuletzt eine der wichtigsten Stimmen wider den Hass. Er warnte davor, angesichts von Gräueln «neutral» zu bleiben, denn Neutralität helfe nur den Unterdrückten. Am Samstag starb Elie Wiesel im Alter von 87 Jahren in New York.

Pierre Heumann

Unter die Lupe genommen:

Ihre Spezialistin für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Bedienung Ihrer Geräte haben oder unseren technischen Support in Anspruch nehmen möchten – wir stehen Ihnen zur Seite.

Maria Bitonti
Mitarbeiterin
technischer
Kundendienst

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Maria Bitonti | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV



«Blutige Schandtaten»

Von Christoph Mörgeli — Ein Tagebuch aus Privatbesitz belegt: Spätestens im August 1942 wusste eine Schweizer Ärztemission über den Massenmord an den Juden Bescheid, und zwar in den grässlichsten Details.

Der ansonsten so beherrschte Arzt gab sein Missfallen durch lautes Pfeifen kund. Robert Hegglin, renommierter Internist und Kardiologe aus Zürich, sass im Publikum, als sich sein Luzerner Kollege Rudolf Bucher Anfang 1944 in einem öffentlichen Vortrag über die deutschen Gräueltaten in Osteuropa entsetzte. Der Referent bezeichnete jene, die davon wussten und trotzdem schwiegen, gar als «Landesverräter».

Am nächsten Tag verwahrte sich Sanitätshauptmann Hegglin gegen solche Vorwürfe und erinnerte Oberleutnant Bucher an das schriftlich gegebene Offiziersehrenwort, über das Gesehene an der Ostfront zu schweigen. Die Schweizer Ärztemissionen seien Teil der unparteiischen Rotkreuz-Idee; da sei kein Platz für «Nebengedanken, insbesondere politischer Art». Der Nutzen der Vorträge bei einigen, welche die Zeichen der Zeit noch nicht verstanden hätten, stehe in keinem Verhältnis zur «schweren Einbusse, die wir vor allem im Ausland erleiden». Tatsächlich enthielten die Vorträge von Rudolf Bucher Übertreibungen und Ungenauigkeiten. Hegglin wies im Briefwechsel, in den sich sogar ein Rechtsanwalt einschaltete, speziell den Vorwurf zurück, die Schweizer Ärztemission habe an der Ostfront nur deutsche Patienten betreuen dürfen; er selber habe auch russische Kriegsgefangene und lettische Zivilisten behandelt.

Befürchtungen nach Aktenfund

Damals wie später gehörte die viermalige Entsendung einer Ärzte- und Schwesternmission im Rahmen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion zu den umstrittensten Themen der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Nicht die humanitären Aktionen zwischen 1941 und 1943 unter dem Patronat des Roten Kreuzes an sich waren problematisch, wohl aber das politische Motiv, die gemischte Finanzierung durch Exportwirtschaft und Bund sowie die Unterstellung unter deutsche Militärgerichtsbarkeit.

Die Idee zu den Schweizer Ärztemissionen dürfte im Frühjahr 1941 am Jahreskongress der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin entstanden sein. Sowohl Ferdinand Sauerbruch, der sich als Freund der Schweiz verstand und acht Jahre lang in Zürich gelehrt hatte, wie auch der deutschfreundliche Chirurg und Divisionär Eugen Bircher nahmen später für sich in Anspruch, die Initialzündung gegeben zu haben. Zur Frage der Finan-

zierung zog man Peter Vieli bei, früher Diplomat und jetzt Generaldirektor der Schweizerischen Kreditanstalt. Nach und nach wurden immer höhere Stellen eingeweiht, auf Seiten der Schweiz General Henri Guisan und Aussenminister Marcel Pilet-Golaz, auf deutscher Seite Staatssekretär Ernst von Weizsäcker und Generaloberstabsarzt Siegfried Handloser, Chef der Wehrmachtssanität.

Die Schweizer Ärztemission verfolgte nicht nur humanitäre Ziele, sondern sollte auch das bedrohliche Hitlerdeutschland auf dem Höhepunkt seiner Macht besänftigen. Im Bundeshaus und im Armeehauptquartier herrschten schwere Bedenken hinsichtlich eines deutschen Einmarschs wegen der alliiertenfreundlichen Parteinahme der Schweizer Presse und wegen des Aktenfonds von La Charité-sur-Loire durch die Deutschen, der weitgehende Absprachen von General Guisan mit Frankreich belegte.

Die Schweizer Wirtschaft befürchtete angesichts der gespannten Lage Exportprobleme und bezahlte für alle vier Ärztemissionen

Die Schweizer sollten auch Hitler-Deutschland auf dem Höhepunkt seiner Macht besänftigen.

650 000 Franken gegenüber 550 000 Franken, die der Bund beisteuerte. Eine problematische Motivierung bildete auch der ausgeprägte Anti-Bolschewismus des Schweizer Bürgertums, welches teilweise einen Sieg des nationalsozialistischen Deutschland gegen die Sowjetunion mehr erhoffte als einen Sieg Russlands, der doch im Interesse der Westalliierten lag.

Auch schadete der Akzeptanz der Ärztemissionen, dass mit dem germanophilen Eugen Bircher eine ausgesprochen umstrittene Persönlichkeit die Leitung der ersten Delegation erhielt, die von Oktober 1941 bis Januar 1942 dauerte. Die erste Ärztemission fiel also genau in jene Monate, in denen die militärische Niederlage Deutschlands an der Ostfront besiegelt wurde. Eine zweite Mission führte von Januar bis April 1942 nach Warschau, eine dritte – hier beschriebene – in die lettischen Städte Riga und Daugavpils (Dünaburg) sowie ins russische Pskow (Pleskau). Die vierte Schweizer Ärztemission weilte vom November 1942 bis März 1943 in Krakau.

Gerechterweise muss erwähnt werden, dass die neutrale Schweiz Grossbritannien und

Frankreich ebenfalls Ärzte- und Schwesterndelegationen anbot, dort aber auf kein Interesse stiess. Wenn die Schweizer an der Ostfront der Gerichtsbarkeit der deutschen Wehrmacht unterstellt wurden, so entsprach dies zwar durchaus dem damaligen Völkerrecht, insbesondere der Genfer Konvention von 1929. Die Unterordnung verdient aber insofern Kritik, als sich die Schweiz an der Ostfront vertraglich mit einem verbrecherischen Regime eingelassen hat, das im «Unternehmen Barbarossa» einen Vernichtungskrieg führte und dabei jede Menschlichkeit preisgab.

«Äusserst penible Judenfrage»

Der aus dem zugerischen Menzingen stammende Robert Hegglin war 1942 Oberarzt an der Medizinischen Klinik des Universitätsospitals Zürich und hatte Dienst im Regimentsstab von Oberst Gustav Däniker geleistet, der 1941 wegen einer defätistisch-anpasserischen Denkschrift entlassen wurde («Wir bilden uns merkwürdigerweise sehr viel darauf ein, als «Querschläger» durch ein neues Europa zu fliegen»).

Auch Robert Hegglin, später international bekannter Ordinarius und Poliklinikdirektor in Zürich, fühlte sich dem deutschen Kulturraum eng verbunden, wurde aber durch seine Eindrücke an der Ostfront mehr als nur irritiert. Zeitlebens sprach er niemals über das dort Gesehene und Gehörte, nicht einmal im engsten Familienkreis. Hegglin hat aber während seiner Mission ein Tagebuch geführt und dabei das Erlebte bemerkenswert nüchtern und sachbezogen geschildert. Der Autor hielt verschiedene Prognosen über den Kriegsverlauf fest, schätzte die Personen ein und erfasste das Atmosphärische. Ein nahes Kriegsende, geschweige denn ein deutscher Sieg schien Hegglin überhaupt nicht wahrscheinlich. Im Klima von politischer Diktatur und von Repressionen gegen die offene Meinungsäusserung vermochte er die Vorteile der Freiheit in Denken, Glauben und Forschen erst richtig zu ermessen.

Am 12. August 1942 vertraute Robert Hegglin seinem Tagebuch an: «Es muss noch eine Frage gestreift und besprochen werden, welche zwar äusserst penibel ist, aber in einem objektiven Bericht nicht fehlen darf: die Judenfrage. Es kann – nach den mir vorliegenden Berichten von deutschen Soldaten, Offizieren und Letten – keinem Zweifel unterliegen, dass in der Umgebung von Riga seit der deutschen Besetzung nahezu 100 000 Juden erschossen worden sind. Die Angaben schwanken zwischen 40 000 und 90 000. Judenerschiessungen sind auch in allen andern grösseren Orten in Lettland vorgenommen worden, und zwar werden diese Erschiessungen nicht nur an einheimischen Juden hier vorgenommen, sondern es werden offenbar hierher vor allem Juden aus dem Reich gebracht und hier erschossen.»



Lebenslanges Schweigen: Schweizer Kardiologe Robert Hegglin (z.v.r.) auf Rotkreuz-Mission in Deutschland, 1945.



Süss-sentimentale Schlager: Lazarett in Riga.



Wehrmachtdienst: Schweizer Schwestern, Ostfront.



«Ohne Pardon»: Krankenzimmer in Riga.

Die Zahl von 100 000 Ermordeten in Lettland entspricht erstaunlich exakt den Befunden der Geschichtswissenschaft. Robert Hegglin fährt in seinem Tagebuch mit der Präzision des medizinischen Diagnostikers weiter: «Nach dem Bericht eines lettischen Arztes, dessen Freund bei der lettischen Polizei ist und der selbst bei den Erschiessungen aktiv beteiligt ist, werden Letten in die lettische Polizeimannschaft gezwungen. Nachdem sie die üblichen Gehör-

samkeitserklärungen abgegeben haben, werden sie aufgefordert, an den Erschiessungen teilzunehmen. Weigern sie sich, so werden sie selber wegen Unzuverlässigkeit umgebracht. Es sollen an einem Tag bis 1000 Erschiessungen vorgenommen worden sein. Die Juden schaufeln ihr Massengrab offenbar selbst, werden dann aufgefordert, sich nackt auszuziehen, wobei gut organisiert Ringe und Kleider an verschiedenen Orten abgegeben werden

müssen – so erzählt dieser Lette. Dann erfolgt die Erschiessung durch Maschinenpistolen oder auch Nackenschuss. Die Erschiessung wird an Männern, Frauen und Kindern in gleicher Weise durchgeführt.»

Der Tagebuchautor vernahm von Augenzeugen weitere grausliche Details des Holocaust: «Es soll auch vorgekommen sein, dass die Erschiessungen nicht korrekt durchgeführt wurden. So erzählt der Lette von zwei

Mädchen, die abends aus dem Grab gestiegen seien, da sie nur leicht verletzt waren, und die in einem benachbarten Bauernhof Zuflucht suchten. Noch schaurigere Berichte habe ich von Dünaburg gehört. Man erzählt dort, dass es im Massengrab noch gebrüllt habe, als man begann, das Grab zuzudecken. Wie es sich mit der Ausschmückung dieser Erschiessungen verhält, weiss ich nicht. Absolute Tatsache aber dürfte sein, dass hier in Lettland Tausende von Juden von Letten (unter deutschem Befehl) erschossen worden sind.»

Robert Hegglin zog aus den glaubhaft geschilderten Gräueltaten im Tagebuch die entschiedensten Konsequenzen: «Dass es gegenüber diesen Massnahmen unsererseits nur schärfste Ablehnung geben kann, dürfte zweifellos sein. Die Deutschen machen es einem moralisch denkenden Menschen schwer, sich für sie einzusetzen. Haben sie diese blutigen Schandtaten tatsächlich notwendig? Dann sind sie auch nicht berufen, die Herren Europas zu werden.»

«Schwanensee», SS-Einladung

Von einem geradezu unrealen Kontrast zu den Massenmorden zeugt der nächste Tagebucheintrag Hegglins, der eine Aufführung von Tschaikowskis «Schwanensee» in Riga betrifft: «Ausgezeichnetes Ballett. Die Musik hat mir ebenfalls sehr gut gefallen.» Es seien vom General bis zum einfachsten Landser alle Wehrmachtsgrade im Publikum gesessen. «Zweimal erhaschte ich eine Welle von bestem Parfüm. Diese Duftwelle erweckte lebhafteste Erinnerungen an Paris und schöne Zeiten.»

Kurz darauf besuchte Robert Hegglin ein Lazarett mit 800 Gefangenen. Äusserlich sah «alles hervorragend nett» aus, denn die deutschen Bewacher zogen vor den Schweizer Besuchern eine nicht leicht zu durchschauende Show ab. Doch Hegglin entging nicht, dass er klinisch vor allem Wasseransammlungen sah: «Nach dem Bild muss es sich zweifellos um Hungerödeme handeln.» Er entsann sich nicht, jemals Menschen von einer solchen Magerkeit gesehen zu haben: «Sie waren buchstäblich nur Haut und Knochen.» Die Oberschwester aber log, es würden täglich 350 Gramm Brot und Eintopfgerichte abgegeben. Gleichzeitig kursierten im Lazarett glaubwürdige Gerüchte über Kannibalismus: Es werde ein Handel mit Menschenfleisch getrieben, wobei die Hungernden speziell für Lebern und Nieren viel bezahlten.

Am 26. August 1942 weilte Robert Hegglin an einer Abendgesellschaft des obersten Polizeichefs von Lettland, des SS-Oberbrigadeführers Walther Schröder. Verständnis für die besondere Lage der Schweiz war bei den versammelten Norddeutschen nicht auszumachen. Man politisierte in erstaunlicher Offenheit und nahm Hegglin gar nicht als Aus-



Eugen Bircher (r.), deutsche Offiziere, 15.10.1941.

länder wahr. Einig waren sich die Anwesenden, dass der Krieg gegen Grossbritannien «ein Unglück und Wahnsinn» sei. Die Deutschen hofften auf einen Separatfrieden, denn es müsse darum gehen, den «russischen Koloss» zu erledigen. Alle beteuerten, sie seien «im Grunde auch Demokraten» und ihr Land sei keineswegs eine Diktatur. Dies ermunterte Hegglin, einen Toast auf die Demokratie anzubringen. Über den SS-Gastgeber notierte

Der Schweizer Arzt befürchtete den Untergang des bürgerlichen Menschen.

der Schweizer: «Die Züge des Mannes sind zweifellos brutal, auch wenn er recht gemütlich sein kann. Ich musste immer wieder daran denken, dass dieser Mann die Juden hier, mitelbar jedenfalls, auf dem Gewissen hat.»

Kriegführung von äusserster Brutalität

Gestartet waren die «Ostfrontfahrer» in Bern, wo sich 29 Ärzte, 30 Krankenschwestern und 19 Krankenwärter nebst Chauffeuren besammelt hatten. Nach einem Empfang in der militärärztlichen Akademie in Berlin im Beisein von Ferdinand Sauerbruch und dem Schweizer Botschafter Hans Frölicher («nicht besonders imponierend») ging's im langsamen Lazarettzug nach Riga. Dort übernahm Robert Hegglin eine Station für innere Krankheiten mit 200 Betten, wo er zu seiner Befriedigung «Infektionskrankheiten en masse» zu sehen bekam: Malaria, Flecktyphus, Bauchtyphus, Ruhr, Scharlach und Diphtherie. Die dort beschäftigten russischen Kriegsgefangenen assen «die Abfälle der Diätküche». Der Krieg – so viel wurde Hegglin sofort klar – wurde «ohne Pardon geführt». Es gab kaum noch Gefangene, dafür unmenschliche Verstümmelungen.

Die russischen Soldaten verharrten tagelang bewegungslos im Sumpf, um plötzlich mitten

in den Stellungen der vorrückenden Deutschen loszuschlagen. Andererseits verrieten sie ihren Standort oft durch das Geschrei politischer Einpeitscher oder gegenseitige Anfeuerungsrufe. Propagandareden aus scheppernden Lautsprechern riefen die Deutschen zur Kapitulation auf. Befreiendes Lachen vernahm Hegglin nicht, die Stimmung im Lazarett war gedrückt, Grossmäuler, die mit Heldentaten prahlten, sah er nie. Die Verwundeten mussten zuerst entlaust werden und warteten nackt inmitten von Bergen schmutziger Kleider, assen etwas und liessen sich von lauten Radioklängen mit süß-sentimentalen Schlagern betäuben.

Die Tragik der Deutschen schien Robert Hegglin ungeheuerlich. Eine Niederlage bedeute wohl das Ende ihrer nationalen Existenz, ein Sieg aber dauernde Unterdrückung «der persönlichen Sphäre und des Persönlichkeitswerts» bis «ins Unerträgliche». Der Schweizer Arzt befürchtete den Untergang des bürgerlichen Menschen und die Herrschaft der unkultivierten Masse. Als besonders «unklar» beurteilte Hegglin die Äusserungen der deutschen Militärfarrer, die doch wissen mussten, dass der Sieg des Nationalsozialismus religiösen Nihilismus und damit das Ende ihrer christlichen Botschaft bedeuten würde. Politisch erhofften sich die einheimischen Letten einen Sieg Deutschlands über die Sowjets, danach aber einen Sieg der Angloamerikaner über die Achsenmächte: «Also eine Einstellung, die man auch bei uns in der Schweiz finden kann.» Bei Gesprächen mit Deutschen, Russen und Letten erschreckte Hegglin der völlige Materialismus, das Abstumpfen der Gefühle, eine tiefe Freudlosigkeit und der Verlust wirklicher Liebesbindungen.

Ausflug ins besetzte Russland

Zu den Höhepunkten von Hegglins Ärztemission gehörte eine viertägige Reise zu den vorgeschobenen Schweizer Sanitätseinrichtungen im lettischen Dünaburg und im russischen Pleskau. Bei der Fahrt im verdunkelten Abteil des Nachtzuges gewann er ein genaueres Bild der deutschen Frontsoldaten. Ihre Haltung war «in jeder Hinsicht militärisch». Sie unterhielten sich offen über Dienstliches und schimpften über Vorgesetzte, vermieden aber jedes Wort über Politik. Das Gelände wurde topfeben, und Hegglin sah von weitem als Wahrzeichen der stark zerstörten russischen Stadt Pleskau die grünen Kuppeln des orthodoxen Domes an der Welikaja: «Ich empfand es als ein höchst merkwürdiges Gefühl, den Fuss auf den Boden jenes Russland zu setzen, von dem wir während zwanzig Jahren nichts Genaueres erfahren konnten.»

Die Schweizer Mission war auf drei deutsche Kriegslazarette verteilt, doch herrschte erhebliche Missstimmung, da es zu wenig Arbeit gab und «die Kompetenzen gegenüber schlechter ausgebildeten, aber arroganten

deutschen Kollegen nicht überall scharf abgegrenzt waren». Tatsächlich fanden im Sommer 1942 im nördlichen Frontabschnitt relativ wenige Kampfhandlungen statt.

Die Wehrmacht belagerte Leningrad, war aber durch heftige sowjetische Gegenangriffe seit längerem in die Defensive geraten. «Wunderbar» erschienen Hegglin die etwa dreissig Ju-88-Flugzeuge, die zweimal täglich majestätisch zur Landung ansetzten; man könne sich in deren Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit «richtig verlieben».

An einem warmen Sommernachmittag nahm die ganze «Schweizerkolonie» ein Bad in der Welikaja – «alles überstrahlt von der gleichen lieben Sonne, wie sie auch in unseren Bergen leuchtet». Im Fluss planschte auch der frühere Divisionskommandant und nunmehrige Nationalrat Eugen Bircher. Als Bircher später in einem Flugzeug sass, meinte Hegglin über den Aargauer Chirurgen: «Dieser biedere, gutgläubige Schweizerkopf passt irgendwie schlecht zu den Köpfen der Luftwaffen-Offiziere, die scharf gemeisselt und hart sind.»

Im zu siebzig Prozent zerstörten Dünaburg besuchte Robert Hegglin die Schweizer Missionsmitglieder, traf allerdings auf eine ausgesprochen schlechte Stimmung. Auch dort gab es nicht genügend Kranke und Verletzte, so dass «die Deutschen, welche selbst nicht genügend beschäftigt waren, die Schweizer als Eindringlinge betrachteten».

Robert Hegglin hat seine persönlichen Eindrücke während seiner Ärztemission in der knappen Freizeit auf 165 grosszügig beschriebenen Seiten festgehalten. Das Manuskript beginnt am 17. Juni 1942 und bricht am 10. September 1942 abrupt ab – sechzehn Tage vor Ende der Mission. Es scheint unwahrscheinlich, dass der Autor seine Aufzeichnungen vorzeitig eingestellt oder verloren hat. Weit eher denkbar ist, dass Hegglin den Schluss für die Überlieferung an die Nachwelt als ungeeignet beurteilte und die entsprechenden Seiten vernichtete. Hat er sich zu negativ über Nazi-Deutschland ausgelassen? Oder hat er ein zu positives Bild der Deutschen gemalt, zu dem er nach dem Krieg nicht mehr stehen wollte? Denkbar wäre auch, dass er das Getto von Riga und die dort herrschenden entsetzlichen Zustände gesehen und beschrieben hat.

Nachweislich geärgert hat sich Robert Hegglin nach seiner Rückkehr über Details, die angesichts des fast unmittelbar erlebten Holocaust als beschämend banal erscheinen. Der Sanitätshauptmann erhob beim stellvertretenden Schweizer Rotkreuz-Chefarzt Beschwerde über die Uneinheitlichkeit der Spezialuniform der Ärztemission, besonders bei «Kopfbedeckung, Schuhen und Strümpfen der Krankenschwestern». Dringlich empfahl er seinen Vorgesetzten, «die Mütze der Ärzte mit dem *Bändeli* durch eine Lösung mit zwei Knöpfen zu ersetzen». ○

Zweiter Weltkrieg

Wer wusste was in der Schweiz?

Die Bevölkerung erfuhr bis 1945 nichts von den vernichtenden Vorgängen in den Konzentrationslagern der Nazis. Gewisse Kreise waren aber schon früher informiert.

Mit dem Ostfeldzug begann im Juni 1941 der Massenmord an der jüdischen Bevölkerung. Anfang 1942 beschlossen hohe Exponenten der NS-Regierung und der SS die Deportation von Europas Juden in den Osten, um sie dort systematisch umzubringen. Dies geschah anfänglich durch Massenerschiessungen, dann auch durch Abgase und seit März 1942 in Gaskammern von Vernichtungslagern.

Die Schweizer Bevölkerung vernahm erst nach Kriegsende vom eigentlichen Holocaust. Sogar Jean Rudolf von Salis, der bei Radio Beromünster während des Zweiten Weltkriegs regelmässig über die aktuelle Lage referierte und zu den bestinformierten Zeitgenossen gehörte, erhielt erst im Mai 1945 Kenntnis von den Vorgängen in den Konzentrationslagern.

Die Behörden in Bundesbern wurden allerdings schon wesentlich früher gewarnt. Franz Rudolf von Weiss, Schweizer Generalkonsul in Köln, schrieb im November 1941 an die Fremdenpolizei und an das Politische Departement über bevorstehende Judendeportationen nach Minsk. Die Gestapo verhindere jede Auswanderung von Juden, damit nichts «von den letzten unmenschlichen, von vielen Deutschen scharf verurteilten Massnahmen durchsickert». Mitte Mai 1942 schickte von Weiss «streng vertraulich» sogar Fotografien – etwa von der «Entladung deutscher Güterwagen von den Leichen erstickter Juden» – an Brigadier Roger Masson, Chef des Nachrichtendienstes.

Der in Zürich tätige Industrielle Eduard Schulte aus Breslau informierte im Juli 1942 jüdische Persönlichkeiten in der Schweiz über die systematische Vernichtung von Juden. Gerhart M. Riegner, Vertreter des Jüdischen Weltkongresses in Genf, erhielt so Kenntnis von den Vernichtungsplänen und leitete sie ab dem 8. August 1942 an die Westalliierten weiter. Auch einzelne Mitarbeiter der Schweizer Ärztemissionen machten ihre Erfahrungen öffentlich, was zu scharfen deutschen Interventionen führte. Was die der Zensur unterworfenen Presse betrifft, so schrieb die SP-Tageszeitung *La Sentinelle* am 12. August 1942: «Man ist dabei, eine Rasse systematisch auszurotten.» Im Herbst 1942 erwähnten Schweizer Zeitungen «Todestransporte» von Juden Richtung Osten.

«Ernsthafte Nachteile»

Robert Jezler von der Polizeiabteilung im Justizdepartement legte Bundesrat Eduard von Steiger Ende Juli 1942 einen Bericht vor, laut dem eine Rückweisung «kaum mehr zu verantworten» sei.

Doch der Bundesrat beschloss am 4. August 1942 das Gegenteil, im Wissen, dass den Betroffenen daraus «ernsthafte Nachteile (Gefahr für Leib und Leben) erwachsen könnten». Die Landesregierung wollte den Juden den Status von politischen Flüchtlingen nicht gewähren und änderte diesen Entscheid offiziell erst im Juli 1944.

Christoph Mörgeli



«Kaum mehr zu verantworten»: Ermordungen in der Ukraine, 1942.



Mit unerbittlicher Härte: deutscher Soldat an der Ostfront, 1941.

Russland-Feldzug

Blitzkrieg in den Untergang

Von Ralf Georg Reuth — Masslose Überheblichkeit führte zu Hitlers «Unternehmen Barbarossa». Der furchtbarste Vernichtungskrieg der Geschichte markiert das Ende Europas als Machtzentrum der Welt.

Als vor einem Dreivierteljahrhundert der Feldzug gegen die Sowjetunion begann, verstand niemand so recht Hitlers Entscheidung. Nicht nur die Deutschen fragten sich, worin denn die Not für einen solchen Schritt bestand, hatte man doch mit Russland im August 1939 einen Nichtangriffspakt geschlossen. Ausserdem war der Krieg gegen England noch nicht beendet. Doch nach dem triumphalen Sieg im Westen, wo im Ersten Weltkrieg eine ganze Generation im vierjährigen Stellungskrieg verblutet war, ertrug man im Reich das Nichtnachvollziehbare im blinden Vertrauen auf den scheinbar unfehlbaren «Führer».

Auch Stalin wurde durch den Angriff überrascht, wusste er doch durch Agentenberichte vom Scheitern der Mission des Hitler-Stellvertreters Rudolf Hess, der ein paar Wochen zuvor in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Schottland geflogen war, um einen Frieden

mit Grossbritannien herbeizuführen. Dass Hitler das Risiko eines Zweifrontenkrieges eingehen würde, schloss Stalin trotz aller Truppenkonzentrationen an der Westgrenze seines Imperiums kategorisch aus. Eine gute Woche vor Beginn des deutschen Angriffs liess er über die Nachrichtenagentur Tass verbreiten, dass Gerüchte von einem bevorstehenden deutsch-sowjetischen Krieg gegenstandslos seien. Er glaubte, abwarten zu können, bis sich die kriegführenden Staaten verschlissen hätten, um dann mit einem Vorstoss seiner Roten Armee nach Westen die «Ernte» einzufahren.

Es waren Superlative, die in jenem Juni des Jahres 1941 die Welt in Atem hielten: 160 Divisionen mit mehr als drei Millionen Soldaten sowie 3500 Panzern und Geschützen traten unter dem Schirm dreier Luftflotten mit fast 2000 Flugzeugen auf einer Frontbreite von 1500 Kilometern zum Angriff auf die Sowjet-

union an. In Hitlers Aufruf an die Soldaten der Ostfront hiess es dann auch nicht zu Unrecht, dass der Aufmarsch, an dem Finnen und Rumänen teilnahmen, «in Ausdehnung und Umfang der grösste ist, den die Welt je gesehen hat».

Und dennoch war das «Unternehmen Barbarossa», wie der Deckname für den Krieg gegen die Sowjetunion lautete, nicht Ausdruck nahezu unbegrenzter militärischer Möglichkeiten des nationalsozialistischen Deutschland, wie es Hitler bei Feldzugsbeginn seinen Soldaten und danach die goebbellssche Propaganda den Menschen im Reich zu suggerieren versuchte. Der Russlandfeldzug zu diesem Zeitpunkt war vielmehr eine Verzweiflungstat des deutschen Diktators, denn dessen Strategie war bislang alles andere als aufgegangen.

Demnach war vorgesehen gewesen, sich irgendwie mit der Seemacht Grossbritannien

Deutsche Ostfront zwischen 1941 und 1942



Einen Plan B gab es nicht.

zu arrangieren und mit der Rückenfreiheit im Westen Deutschland ein Kontinentalimperium im Osten zu erkämpfen. Das Kernstück von Hitlers Strategie war die Niederwerfung der Sowjetunion. «Alles, was ich unternehme, ist gegen Russland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen und dann nach seiner Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden», hatte Hitler im August 1939

Es waren Superlative, die in jenem Juni des Jahres 1941 die Welt in Atem hielten.

zum Danziger Völkerbundkommissar, dem Schweizer Carl J. Burckhardt, gesagt.

Im Monat darauf, als der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt geschlossen war und die Wehrmacht die Kampfhandlungen gegen Polen eröffnete, um die Voraussetzung für den Griff nach Osten zu schaffen, erklärten Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg. So hatte dieser aus der Sicht Hitlers seitensverkehrt begonnen. Der Blitzkrieg und -sieg gegen Polen und im Jahr darauf gegen Frank-

reich änderte aber nichts an der Haltung Grossbritanniens. London blieb standhaft und lenkte nicht ein. Dabei hatte Hitler darauf gesetzt, dass der triumphale Sieg im Westen ebendies bewirken würde. Und der Versuch, England durch eine grossangelegte Luftoffensive friedensreif zu bomben oder doch wenigstens die Luftherrschaft als Voraussetzung für eine Invasion der Britischen Inseln zu erstreiten, scheiterte an der Royal Air Force. Die Rückenfreiheit für den Feldzug gegen die Sowjetunion war damit nicht mehr zu erreichen.

Völkische Sektierer

Als Konsequenz daraus traf Hitler die Entscheidung, das «Unternehmen Barbarossa» jetzt, im Juni 1941, durchzuführen. Konzipiert war es als weiterer Blitzkrieg. Bis zum Einbruch des Winters sollten die Operationen der drei Heeresgruppen mit der Zerschlagung der Sowjetmacht und dem Vormarsch auf eine Linie Kaukasus–Wolga–Archangelsk abgeschlossen sein. Einen Plan B gab es nicht, denn für einen langen Abnutzungskampf reichten angesichts des parallel zu führenden Krieges gegen Grossbritannien die Möglichkeiten Deutschlands bei weitem nicht aus.

Hitlers Generäle hatten «Barbarossa» für machbar gehalten. Die infolge des Frankreich-

feldzuges siegestrunkenen Offiziere schätzten die Kampfkraft der Roten Armee gering. Hinzu kam das Gefühl einer zivilisatorischen Überlegenheit gegenüber den Russen, die ihren Ursprung in den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges hatte. Dies alles artikulierte sich bei manchem in der Generalität in einer masslosen Überheblichkeit gegenüber der feindlichen Truppe und ihrer Führung. Ganz anders Hitler. Er warnte davor, die Rote Armee zu unterschätzen. Er sprach von einem «grossen Risiko» und immer wieder davon, dass der Entschluss für «Barbarossa» der schwerste seines Lebens sei.

Doch warum ging Hitler, der Europa beherrschte, im Juni 1941 dieses Risiko ein? Weil er anders als der nüchtern abwartende Stalin ein Getriebener war, dessen Handeln nicht von den Denkkategorien europäischer Politik bestimmt war. Die Sowjetunion war nämlich aus seiner Sicht nicht nur die aggressive Grossmacht im Osten, sondern neben dem westlichen «Börsenkapitalismus» Teil einer jüdischen Weltverschwörung, die sich vor allem gegen den arischen Menschen und dessen stärkste Nation, Deutschland, richtete. Was Hitler sich im geistigen Chaos der Nachkriegs- und Revolutionsjahre mit Hilfe völkischer Sektierer zusammenkonstruiert hatte, be-



Verzweiflungstat: Hitler, 1943.

stimmte ihn. Er sah sich als Auserwählten an, der dazu berufen sei, seine Mission zur Rettung des Abendlandes zu erfüllen.

Der Kampf gegen die Sowjetunion war für Hitler, der Bolschewismus mit Judentum gleichsetzte, neben der Gewinnung von Lebensraum und Rohstoffen daher ein Rassenkampf – ein Rassenkampf, dessen Ziel es war, die jüdisch-bolschewistische Führungsschicht einschliesslich ihrer biologischen Wurzel, der Millionen Juden in Ostmitteleuropa, auszurotten. Hitler stand bei all dem unter einem enormen Zeitdruck. Denn die Sowjetunion rüstete in rasantem Tempo auf und konnte dabei auf schier unerschöpfliche Rohstoffressourcen zurückgreifen. Hinzu kam die schon fast manische Furcht des deutschen Diktators, er könne vorzeitig aus dem Leben gerissen werden und seine welthistorische Mission nicht mehr zu Ende bringen.

«Odium der Mordbrennerei»

Diese eigentlichen Motive für den deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 blieben den allermeisten Zeitgenossen verborgen. Hitler selbst sollte später gegenüber seinem Sekretär Martin Bormann im Führerhauptquartier davon sprechen, dass sie mit der Ausrottung des jüdischen Bolschewismus «eine Tat für die Menschheit» vollbrächten, «von deren Bedeutung sich unsere Männer draussen noch gar keine Vorstellung machen können». Mehr vom ideologischen Überbau Hitlers wusste die Generalität in seinem Umfeld, beschäftigte sich aber nicht näher damit, worauf Hitler auch gar keinen Wert legte, denn sie würden die Zusammenhänge – so meinte er – ohnehin nicht verstehen. Sehr genau wussten die Generäle aber von Anfang an,



Sinnlose Durchhaltebefehle: Schlacht um Stalingrad, 1943.

dass der Russlandfeldzug kein normaler Krieg sein würde. Franz Halder, der Generalstabchef des Heeres, fasste in seinem Tagebuch im März 1941 die Ausführungen seines Oberbefehlshabers dahingehend zusammen: «Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander. Vernichtendes Urteil über Bolschewismus, ist gleich asoziales Verbrechen. Kommunismus ungeheure Gefahr für die Zukunft. [...] Es handelt sich um einen Vernichtungskampf.»

Die Generalität billigte dann auch die verbrecherischen Befehle Hitlers. Sie erarbeitete entsprechende Ausführungsbestimmungen

Angetrieben von unendlichem Hass, nahm Hitler jetzt die Vernichtung der Juden in Angriff.

wie den Erlass, «die militärische Gerichtsbarkeit im Kriege gegen die Sowjetunion betreffend». Danach sollte für Angehörige der Wehrmacht kein «Verfolgungszwang» bestehen, wenn sie bislang als Verbrechen geahndete Taten begingen. Gemäss dem «Kommissarbefehl» sollten gefangene Politoffiziere «nach durchgeführter Absonderung» sofort «erledigt» werden.

Willfährig akzeptierte die Heeresführung auch das Tun der Einsatzgruppen, die bereits in den ersten Monaten des Feldzuges Hunderttausende Juden im rückwärtigen Raum der Front töteten. Sie gewährte sogar logistische Unterstützung dafür. Der Diplomat Ulrich von Hassell urteilte: «Brauchitsch [der Oberbefehlshaber des Heeres] und Halder haben sich nunmehr bereits auf das Hitlersche Manöver eingelassen, das Odium der Mordbrennerei von der

bisher allein belasteten SS auf das Heer zu übertragen.» Es gab sie also nicht, die anständige Wehrmacht im Osten, wohl aber Millionen Soldaten, die anständig bleiben wollten.

Anfangs schien es so, als ginge der deutsche Blitzkriegsplan auf, als sei die Entscheidung des auf beiden Seiten mit unerbittlicher Härte geführten Kampfes bereits westwärts von Düna und Dnjepr erzwungen worden. Mehr als eine Million gefallener und gefangener Rotarmisten; gewaltige Mengen an Kriegsgeschütz waren erbeutet worden. Halder notierte selbstzufrieden, er glaube, es sei «nicht zu viel gesagt, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb [von] vierzehn Tagen gewonnen wurde». Und Hitler schwelgte in Vernichtungsfantasien: Er werde Leningrad und Moskau «dem Erdboden gleichmachen».

Flucht nach vorne

Doch dann fuhr sich der Vormarsch unerwartet fest. Die Reserven der Sowjets schienen sich einfach nicht erschöpfen zu wollen. Halder notierte Mitte August in sein Tagebuch, dass man mit 200 feindlichen Divisionen gerechnet habe, nunmehr seien es bereits 360. Die Lage liess sich konsolidieren. Doch man musste einräumen, dass die weitgesteckten Ziele im Jahr 1941 nicht mehr zu erreichen waren. Als im Zuge der aus dem Raum Smolensk/Orjol eingeleiteten deutschen Grosseffensive mit dem Ziel Moskau bei Wjasma und Brjansk Anfang Oktober 70 russische Divisionen vernichtet wurden, keimte die Hoffnung wieder auf. Im Berliner Sportpalast verkündete Hitler, dass der Gegner «gebrochen» sei.

Der russische Herbst brachte dann den Schlamm. Nun ging nichts mehr. Man wartete auf den Frost, um mit der Einnahme Moskaus

die Früchte der vergangenen Siege einfahren zu können. Doch mit dem Wintereinbruch Anfang Dezember standen den erschöpften und den Unbilden des Wetters hilflos ausgesetzten deutschen Verbänden plötzlich neue, für den Winterkampf bestens ausgerüstete sibirische Divisionen gegenüber.

Stalin konnte sie an seine Westfront werfen, weil ein Agent namens Richard Sorge aus Tokio gemeldet hatte, dass die japanische Expansion auf den pazifischen Raum zielen würde und damit die Gefahr einer zweiten Front für die Sowjetunion nicht mehr gegeben sei. So

«Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein.»

scheiterte der als Blitzkrieg konzipierte deutsche Feldzug vor den Toren Moskaus – die goldenen Kuppeln des Kreml in Sichtweite. Schuld daran war aber nicht «General Winter» mit seinen 42 Grad unter null, wie es Hitler und die nationalsozialistische Propaganda glauben machen wollten. Es war vielmehr die katastrophale Unterschätzung der Stärke und der Kampfkraft der Roten Armee.

Was Hitler nun tat, erschien den Zeitgenossen wiederum schwer verständlich. Angesichts seines Scheiterns trat er die Flucht nach vorne an und erklärte an der Seite Japans den Vereinigten Staaten den Krieg. Gemäss seinem

Weltverschwörungskonstrukt war dieser Schritt folgerichtig, legte er doch endgültig die Frontstellungen offen. Die jüdisch beherrschte amerikanische Union stünde ohnehin an der Seite Britanniens, wo «der Jude» hinter Churchill endgültig die Oberhand gewonnen habe, glaubte er. Angetrieben von einem unendlichen Hass, liess Hitler jetzt auch die Vernichtung der europäischen Juden in Angriff nehmen. Für ihn war dies eine Kriegsmassnahme in seinem nun bis zum Äussersten forcierten Weltenkampf der Rassen.

Was den Russlandfeldzug anlangte, so hoffte sich Hitler durch die Kriegserklärung an Amerika einen Zeitgewinn für einen zweiten Anlauf im Jahr 1942. Denn die Vereinigten Staaten hätten nun einen «Zwei-Ozean-Krieg» zu führen, der ihr Eingreifen in Europa hinauschieben würde, kalkulierte er. Nachdem die Katastrophe vor Moskau noch einmal abgewendet worden war, konzentrierten sich die deutschen Angriffsplanungen auf den Südabschnitt der Ostfront.

Die Grossoffensive, an der auch rumänische und italienische Verbände teilnahmen, sollte über den Donbogen bis zur Wolga bei Stalingrad vorangetrieben werden, um im Anschluss daran in Richtung auf das Industriegebiet und die Ölfelder von Maikop, Grosny und Baku weitergeführt zu werden. Es waren dies Planungen, die die Kräfte der Angreifer und deren logistische Möglichkeiten bei weitem überschritten. Das Unternehmen endete dann auch

mit dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad, der von der Welt wahrgenommenen Wende des Ostkrieges, der schon im Vorjahr vor Moskau entschieden worden war.

Was folgte, war ein fast zweieinhalb Jahre dauernder, sinnloser Kampf mit den ebenso sinnlosen Durchhaltebefehlen Hitlers, die nichts daran änderten, dass sich die Front unaufhaltsam nach Westen verschob. Der Diktator, dessen Menschen-Vernichtungsmaschinerie in Auschwitz, Majdanek, Sobibor und anderswo, solange es ging, auf Hochtouren lief, war dabei mehr denn je in seinem rassenideologischen Weltverschwörungskonstrukt gefangen. So wies er etwa konsequent zurück, dass die Wehrmacht oder die Waffen-SS, in der Skandinavien, Flamen und Franzosen mitkämpften, mit der ukrainischen Unabhängigkeitsarmee gegen die Sowjets zusammenarbeiteten. Nein, «rassisch minderwertige Slawen» sollten nicht dabei sein. Selbst sowjetische Friedensfühler liess er abweisen, obwohl die Landung der Angloamerikaner in Frankreich nur noch eine Frage der Zeit war. Er handelte so, als wollte er seinen Worten aus «Mein Kampf» gerecht werden. Dort hatte er geschrieben: «Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein.»

Mit der Kapitulation gegenüber der Sowjetunion am 9. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst hörte dann der deutsche Staat tatsächlich auf, zu bestehen. Mehr als 6,3 Millionen Deutsche hatte Hitlers Krieg das Leben gekostet. Das Ende des Zweiten Weltkrieges markiert auch das Ende Europas als Machtzentrum der Welt. Diese wurde nun eine bipolare. Die Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland getragen hatte, stieg neben den Vereinigten Staaten zur neuen Supermacht auf. Bis tief ins Herzen Europas hatte sie ihren Machtbereich vorge-schoben.

Und noch etwas: Hitlers Krieg war es gewesen, der die Herrschaft des Kreml über die Völker der Sowjetunion konsolidierte, die mit 27 Millionen Toten einen gewaltigen Blutzoll entrichtet hatten. Die Erinnerung an den «Grossen Vaterländischen Krieg», wie noch heute der opfervolle Kampf gegen Hitler-Deutschland in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion genannt wird, wurde zum Bindeglied, wohl dem einzig wirklichen in der kommunistischen Diktatur. Hitlers Weltverschwörungsszenarium und das daraus resultierende Motiv zum furchtbarsten Versklavungs- und Vernichtungskrieg der Weltgeschichte spielten dabei keine Rolle. Für die Sowjetmenschen war der deutsche Diktator ein besiegtter imperialistischer Aggressor – und sonst nichts.



Gefühl der zivilisatorischen Überlegenheit: SS-Chef Himmler, russische Kriegsgefangene, 1942.

Ralf Georg Reuth ist Historiker, Autor und Chefkorrespondent der *Welt am Sonntag*. Er schrieb Biografien über Joseph Goebbels, Adolf Hitler, Erwin Rommel und Angela Merkel.

Überraschung!

Von Henryk M. Broder — Ein richtiger Politiker muss schon bis zum Ende durchhalten.



Zweierlei können deutsche Journalisten nicht ausstehen: wenn Wahlen nicht so ausgehen, wie sie es gerne hätten, und wenn Politiker zurücktreten, ohne sie vorher gefragt zu haben. Dann nehmen sie das übel. Beide Phänomene kann man derzeit von früh bis spät erleben, im Radio, im Fernsehen, in den Zeitungen, im Unisono der Kommentare zum Brexit.

Vergangenen Montag fing Thomas Roth die «Tagesthemen» der ARD mit folgenden Worten an: «Ein ganzes Land stürzte sich in ein Referendum, wählte sich aus der EU, und dann – dann suchten die wichtigsten politischen Antreiber schnurstracks das Weite. Der vorerst Letzte in der Reihe machte sich heute in London davon, Nigel Farage [...] trat völlig überraschend zurück. Er hatte mit allen Mitteln, auch dem der Vorspiegelung falscher Tatsachen, die Brexit-Kampagne vorangetrieben, aber jetzt ist ihm offenbar wieder nach mehr Freizeit zumute [...]»

So etwas könnte in Deutschland nicht passieren, noch nie hat ein deutscher Politiker zum Mittel der Vorspiegelung falscher Tatsachen gegriffen und etwa behauptet, die Griechenland-Rettung würde uns keinen Euro kosten oder mit den Flüchtlingen kämen «Facharbeiter» ins Land, die von der deutschen Wirtschaft dringend gebraucht würden. Vor allem aber: Noch nie ist ein deutscher Politiker völlig überraschend zurückgetreten. Normalerweise nehmen sich deutsche Politiker viel Zeit, wie Ex-Präsident Christian Wulff, der wochenlang durch das Mediendorf gejagt wurde. Wer gleich zurücktritt, versaut der Meute den Spass am Jagen. Damit war der Ton für den Bericht der Londoner ARD-Korrespondentin gesetzt: «Mit einem Lächeln macht er sich vom Acker; noch einmal die grosse Bühne suchen, alle überraschen und dann den Bettel einfach hinschmeissen, so einfach kann Politik sein, wenn man keine Verantwortung tragen muss – für Nigel Farage, den gnadenlosen Populisten, ist das nur folgerichtig [...]» Farage habe «rücksichtslos gegen Einwanderer gehetzt, das politische Klima vergiftet, und jetzt macht er sich aus dem Staub», nach Boris Johnson «der zweite Brandstifter, der einfach geht». Einfach gehen, das geht nicht. Ein richtiger Politiker muss schon bis zum bitteren Ende durchhalten und sich dann die Kugel geben.

Stunde der Wahrheit

Von Kurt Schiltknecht — Die europäischen Regierungen sollten den Euro und den freien Personenverkehr ernsthaft hinterfragen. Beide Konzepte gefährden den Zusammenhalt in der EU.

Überdurchschnittlich viele ältere und relativ schlecht ausgebildete Arbeitskräfte haben für die Auswanderungsinitiative, für den Brexit oder für Parteien, die eine Beschränkung der Zuwanderung auf ihre Fahne geschrieben haben, gestimmt. Dies überrascht nicht, denn genau diese Bevölkerungsgruppe wird vom freien Personenverkehr am meisten bedroht. Diese Leute deshalb zu verurteilen und zu behaupten, dass sie rechtsextrem, hinterwäldlerisch oder für demokratische Entscheidungen zu wenig gebildet seien, ist anmassend. In einer Demokratie haben alle Bürger das Recht, sich für ihre Interessen einzusetzen und Lösungen zu fordern, die ihre Situation verbessern könnten. Auch Parteien und Politiker, die solche Forderungen aufnehmen und sich für eine kontrollierte Einwanderungspolitik starkmachen, sind a priori weder populistisch noch faschistisch. Billigster ökonomischer Populismus ist es dagegen, wenn linke Kreise die Folgen der Zuwanderung, den Druck auf die Löhne, die Wohnungsknappheit oder die hohen Mieten, mit bürokratischen Mitteln bekämpfen wollen. Bis heute hat es noch kein Land geschafft, mit Mietpreiskontrollen oder mit staatlichem Wohnungsbau Wohnungsknappheit oder steigende Mieten zu verhindern. Ebenso wenig kann mit Mindestlöhnen oder einer Lohnpolizei der durch eine unkontrollierte Zuwanderung ausgelöste Lohndruck bei unqualifizierten und älteren Arbeitskräften vermieden werden. Ältere Arbeitskräfte, deren Mobilität geringer als diejenige der jungen ist, fürchten zu Recht die Folgen der Zuwanderung.

Zum Scheitern verurteilt

Für einen Ökonomen ist es immer wieder erstaunlich, festzustellen, welchen Stellenwert die EU dem freien Personenverkehr beimisst. Ökonomisch lässt sich dies nicht rechtfertigen. Der Euro und der freie Personenverkehr als zentrale Errungenschaft der EU basieren auf der naiven Vorstellung der Politiker, dass damit die Mitgliedsländer schneller zu einer europäischen Nation zusammengeschweisst werden könnten. Die Warnungen der Ökonomen, dass dies angesichts des heterogenen Wirtschaftsraums in Europa nicht der Fall sein und das Gegenteil eintreten werde, haben die Politiker in den Wind geschlagen. Heute kennt jeder Mann die negativen Folgen des Euro. Vor allem

die Bürger, die die hohen Kosten in Form von Arbeitslosigkeit tragen müssen. Bei der Einführung des freien Personenverkehrs haben die europäischen Politiker allerdings geahnt, dass es zu Problemen kommen könnte. Deshalb konnten die einzelnen Länder den Personenverkehr noch lange Zeit selber regulieren. Davon machten die meisten Länder ausgiebig Gebrauch. Den freien Personenverkehr gab es in Europa bis vor einigen Jahren nur auf dem Papier. Da die europäische Wirtschaft seit Jahren stagniert, blieben die Wanderungsbewegungen als Folge des freien Personenverkehrs bisher relativ schwach. Dies wird sich bei einem Wirtschaftsaufschwung und einem Rückgang der Arbeitslosigkeit ändern. Dann wird die Stunde der Wahrheit kommen.

Die europäischen Regierungen wären gut beraten, die beiden den europäischen Zusammenhalt am meisten gefährdenden Konzepte zu hinterfragen: nämlich den Euro und den freien Personenverkehr. Angesichts des nach wie vor sehr heterogenen europäischen Wirtschaftsraums sind weder die Gemeinschaftswährung noch der freie Personenverkehr ein vielversprechender Ansatz zum wirtschaftlichen Erfolg Europas. Beide Konzepte sind ökonomisch nicht abgestützt und daher zum Scheitern verurteilt.



Weshalb die Politiker über diese Probleme nicht diskutieren wollen, ist nicht nachvollziehbar. Die Regulierung der Migration hat nichts mit Fremdenfeindlichkeit, sondern mit der Frage zu tun, wie eine Gesellschaft, eine Nation organisiert sein soll, damit sie möglichst grossen Wohlstand schaffen kann. Doch leider fristet in den Köpfen vieler Politiker und selbsternannter Eliten das ökonomische Denken ein Schattendasein. Glücklicherweise können in der Schweiz die Bürger dank der direkten Demokratie bei einer falschen Wirtschaftspolitik korrigierend eingreifen. Wie gut sie dies tun, zeigen die Entscheidungen bei Volksabstimmungen seit dem Zweiten Weltkrieg. Bei wirtschaftlichen Fragen haben die Bürger fast immer besser entschieden als die Politiker und Experten. Auch die Forderung nach einer Beschränkung des freien Personenverkehrs war aus wirtschaftlicher Sicht ein weiser Entscheid. Einer, der sich langfristig für den Wohlstand wesentlich mehr auszahlen wird als das Festhalten an den bilateralen Verträgen.

Österreich darf in die Ferien

Von Ronny Tekal — Die vom Verfassungsgericht für nichtig erklärte Wahl des Bundespräsidenten rückt Österreich ins Rampenlicht. Erfreulich: Es ist ein Sieg des Rechtsstaats.

Was für ein seltsames Fleckchen Erde», muss man sich denken, wenn man von aussen auf Österreich blickt. Ein Land, das aufgrund des vermehrten Alpenvorkommens vorwiegend senkrecht gestellt ist und so viel Metropolen besitzt, wie man an einem Finger abzählen kann. Eine kulturelle Grossmacht, die von grossen Visionären und kleinen Geistern bewohnt wird und sich als sympathisches, gemüthliches Kaisertum zu verkaufen versteht.

Nun geriet die kleine Republik in den Fokus der Weltöffentlichkeit: Es geht um die Wahl des Bundespräsidenten, also darum, das wichtigste Amt im Staat zu bekleiden, da man das Amt nur ungern nackt durch den Staat laufen lassen möchte.

Der Präsident ist Oberbefehlshaber des Bundesheers, er darf Regierungen angeloben, Orden verleihen und das Wunder vollbringen, uneheliche Kinder zu ehelichen zu erklären. Er steht meist über den Dingen, wenn er nicht gerade, wie Kurt Waldheim, mit einem Fuss auf der Beobachtungsliste der Vereinigten Staaten steht.

Die Republik Österreich kann wahrscheinlich auch ohne Präsidenten funktionieren, doch man liebt nun mal den demokratischen Kaiserersatz, der in der Hofburg residiert und das gemeine Volk am Tag der offenen Tür zur Audienz lädt.

Schon beim ersten Wahlgang blieb kein Stein auf dem anderen: Die Kandidaten der Grossparteien SPÖ und ÖVP erhielten je rund zehn Prozent der Stimmen. So kamen zwei Kandidaten der Opposition in die Stichwahl: Ex-Grünen-Chef Alexander Van der Bellen und der freiheitliche Kandidat Norbert Hofer. Dass der FPÖ in der internationalen Wahrnehmung weniger der Nimbus einer liberalen Reformbewegung anhaftet, sondern eher der einer ewiggestrig-ausländerfeindlich-rechten Partei, zeigte sich in den hämischen Urteilen der Medien. Das Sujet vom Schnitzel in Hakenkreuzform fanden viele Österreicher geschmacklos, obwohl ich glaube, dass ein Schnitzel immer gleich schmeckt, egal, welche Form es hat.

Bei der folgenden Stichwahl hatten die österreichischen Wähler nun nicht mehr wie früher die Wahl zwischen «links», «rechts» und «wurscht», sondern nur noch zwischen «links» und «rechts». So etwas mag man als gelernter Österreicher, dem die bequeme Mitte eine gewisse Sicherheit gibt, gar nicht, und es schien das Land in zwei Hälften zu zerreißen.

Der grüne Kandidat gewann mit 50,35 Prozent. Damit war die Spaltung amtlich. Der neu gewählte Präsident beschwichtigte die aufgewühlten Gemüter in einer rührenden Ansprache, wonach es zwei Hälften gebe, die zusammen ein Ganzes ergäben. Zwei Hälften, die einander ebenbürtig seien, keine besser, keine schlechter. Man gratulierte, akzeptierte das Ergebnis und ging zum Heurigen.

Ob als schlechte Verlierer oder überzeugte Demokraten – die FPÖ brachte eine Wahlanfechtung ein. Denn in Österreich hat man zwar unzählige gesetzliche Bestimmungen, nimmt es aber mit deren Einhaltung nicht immer ganz so genau, auch nicht beim Stimmenzählen. Dass man mit der Freiheitlichen Partei als Hüter der Demokratie womöglich den Bock zum Gärtner gemacht hatte, tut hier nichts zur Sache, denn auch Böcke sollten sich ans Gesetz halten.

Der Verfassungsgerichtshof hat sich redlich bemüht, sorgfältig und transparent zu arbeiten; man wollte auf jeden Fall vermeiden, dass Österreich vom Ausland als rechte Bananenrepublik erachtet wird. Das Urteil überraschte: Auch wenn es keine absichtliche Wahlmanipulation gegeben habe, so seien in einigen Bezirken fahrlässige Unregelmässigkeiten passiert. Nun war der Ruf des Landes wiederhergestellt. Das Ausland sah das jedoch anders, denn erst

mit der für nichtig erklärten Wahl wurde man so richtig auf uns aufmerksam.

Um keine Unklarheiten aufkommen zu lassen, forderte der Innenminister ungefragt OSZE-Wahlbeobachter für die kommende Stimmabgabe, womit wir endgültig in einem Topf mit Nicaragua, Albanien oder der Demokratischen Republik Kongo gelandet waren. Das war's also mit «Weissem Rössl», Mozart und Walzer, bald schon gehen Bilder internationaler Beobachter um die Welt, die den Österreichern, vielleicht sogar unter militärischem Schutz von Blauhelmen, in einer Tiroler Gemeinde auf die Finger sehen. Dabei wollte man doch diesmal alles richtig machen.

Da der Österreicher zwar gerne auf die Obrigkeit schimpft, gleichzeitig aber als äusserst autoritätsgläubig gilt, wird das Urteil von beiden Reichshälften akzeptiert. Es kommt zwar nicht vom Kaiser, aber die Damen und Herren vom Verfassungsgerichtshof in den feinen Roben sehen ein wenig so aus. Man kann es als Chance sehen, die heimische Folklore des Laisser-faire zumindest bei wichtigen Entscheidungen etwas hintanzuhalten. Doch wie schon Karl Kraus bemerkte: «Österreich ist das einzige Land, das durch Erfahrung dümmert wird.»

Das Land wird es überstehen. Stabil, wohlhabend und auch klug genug ist es. Es muss nur selbst daran glauben. Österreich aber macht erst mal Ferien, sperrt seine Demokratie zu und geht auf Urlaub. Ganz ohne Präsidenten, der wie vorgesehen am 8. Juli in Pension geht. Und das wird voraussichtlich niemandem sonderlich auffallen.

Ronny Tekal ist österreichischer Arzt, Kabarettist, Medizinjournalist, Radiomacher, Buchautor und Mitbegründer des Medizinkabarets Peter & Tekal.



Folklore des Laisser-faire: österreichische Verfassungsrichter.

Unser Mann in London

Von Christoph Mörgeli

Fürchtet euch nicht. Denn Hoffnung ist nahe. Was andere auf der internationalen Bühne verkacheln, renkt FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann wieder ein. Als die Briten nach der Brexit-Abstimmung nicht mehr ein und aus wussten, rief eine «hochrangige Gruppe konservativer Abgeordneter» den hochrangigen Hans-Peter Portmann an. Sie luden ihn in den Westminster Palace nach London. Zu einem «privaten Besuch, wie er unter Aussenpolitikern üblich sei». Sagt Aussenpolitiker Portmann. Aussenpolitiker Portmann liess sich nicht zweimal bitten. Und schon war Aussenpolitiker Portmann «plötzlich mittendrin».

Die FDP schenkt unserem Land jetzt also zum zweiten Mal in der Geschichte einen Schattenausminister. Jahrelang versah diese eminente Funktion der Thurgauer Nationalrat Ernst Mühleman seligen Gedenkens. Jetzt ist es Hans-Peter Portmann, dessen Schatten unsere Aussenpolitik erhellt. In London konferierte er laut *Tages-Anzeiger* «über Vorzüge und Nachteile des bilateralen Wegs». Auch der *Blick* wurde von Portmann über das Spitzentreffen vorinformiert: «Ich wurde am Dienstag mit der Bitte kontaktiert, raschmöglichst ins Westminster-Palais für einen weiteren Informationsaustausch zu kommen.» Welch Glück für die Welt, dass Portmann genau in jenem Moment in London weilte, als Boris Johnson seinen Verzicht auf das Amt des Premierministers bekanntgab. *Tages-Anzeiger*: «Sofort kam Bewegung in die Gruppe, mögliche Kandidatinnen und Kandidaten wurden besprochen, geprüft, für zu leicht oder für genau richtig befunden. Immer dabei: Hans-Peter Portmann.»

Für nichts zu leicht befindet sich Nationalrat Hans-Peter Portmann. Er weiss darum, dass «eine Frau die Schwelle zur Downing Street 10 überschreiten» werde. Damit stellte Portmann über Twitter klar, dass er selber kein Interesse am Amt des britischen Premierministers hat. Dafür hat er vor der Rückkehr von seinem privaten Staatsbesuch für die Interessierten ein interessantes «Statement» vorbereitet: Seine britischen Kollegen hätten sich «sehr für den bilateralen Weg interessiert».

Gar nicht lustig fand diesen medienwirksamen London-Trip die CVP-Nationalrätin Kathy Riklin. Ausgerechnet die Schattenausministerin bei der EU in Brüssel verspottete Portmann als «Schattenausminister». Riklin hat Sinn für Ironie. Wenn auch nicht für Selbstironie.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Man liebt Verrat, nicht Verräter

Von Peter Bodenmann — Johnson als Premier wäre zu intelligent gewesen, um aus der EU auszutreten.



Nichts als Schwierigkeiten: Brexit-Gegner am 2. Juli in London.

Grossbritannien machte und macht eine schlechte Wirtschaftspolitik. Deshalb importiert das inzwischen weitgehend deindustrialisierte Land massiv mehr, als es exportiert. Das hat verdammt wenig mit der EU zu tun. Und mit dem Euro schon gar nichts. Schlicht und einfach darum, weil die Briten – im Gegensatz zu den Griechen – nach wie vor eine eigene Währung haben.

Die politische Rechte hetzte in Grossbritannien erfolgreich gegen die polnischen Einwanderer und gegen Brüssel. So wie bei uns die SVP. Dabei hätte die Regierung Cameron Zuwanderung und Lohndumping sozialverträglich mit flankierenden Massnahmen steuern können. Cameron wollte nicht und bekam die Quittung.

Ein Austritt Grossbritanniens aus der EU bringt der Insel wirtschaftlich nichts als Schwierigkeiten. Die Schotten sind auf dem Absprung. Die Investoren machen in unsicheren Zeiten die Schotten dicht. Und die EU kann den Briten, wenn sie austreten, nicht gross entgegenkommen. Denn die Polen lassen sich ihre Landsleute nicht aus London verjagen. Hollande zittert vor Le Pen. Renzi vor 5 Stelle.

Johnson hat Cameron aus dem Weg geräumt. Der ehemalige Londoner Bürgermeister ist – im Gegensatz zu Nigel Farage und «Brutus» Gove – ein grenzenloser Opportunist.

Johnson dachte nicht im Traum daran, aus der EU auszutreten. Sein Kalkül: Die EU kann

und muss den Briten entgegenkommen, wenn sie drinbleiben.

Sein Ziel: Der neue Ministerpräsident Johnson bekommt mehr Zugeständnisse als der alte Ministerpräsident Cameron. Er lässt das Volk noch einmal abstimmen. Farage und Gove werden isoliert, die querschnittgelähmte Labour Party vorgeführt.

Das Drehbuch des Boris J. rechnete nicht mit dem ihn durchschauenden «Brutus» Gove. Für diesen gilt: Man liebt den Verrat, aber selten den Verräter – Premier wird er nicht.

Gewonnen ist damit wenig bis nichts. Denn die EU samt Währungsunion funktioniert nur unter vier Bedingungen: Erstens müssen die Löhne und Renten in der Euro-Zone steigen. Zweitens braucht es eine koordinierte Lohnpolitik, die sich am Produktivitätswachstum in den einzelnen Ländern orientiert. Drittens einen Finanzausgleich zwischen wirtschaftlich starken und wirtschaftlich schwachen Ländern. Und viertens massive Investitionen, vorab in die öffentliche Infrastruktur, in Gesundheit und Bildung, ohne Merkel-Korsett.

Genau das will Merkel so nicht. Die halblinken Halbstarcken Hollande, Gabriel und Renzi fallen der vorübergehend geschwächten Merkel nicht in den Arm. Ihnen fehlt der richtige Gove-Groove.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Bezirk Leuk

Von Kurt W. Zimmermann — Die politische Debatte um die SRG ist erledigt, bevor sie begann. Der Grund heisst Jean-Michel Cina.

Jean-Michel Cina stammt aus dem Walliser Bezirk Leuk. In seinem Geburtsjahr 1963 hatten die Katholisch-Konservativen dort einen Wähleranteil von 82,6 Prozent. Über zwei Drittel haben sie heute noch, auch wenn sie sich inzwischen CVP nennen.

Mehr CVP als Cina geht nicht.

Der Walliser Cina kennt in seiner politischen Laufbahn darum nur das Gefühl des Mehrheitsvertreters. Ob als Grossrat, als Nationalrat oder als Staatsrat, stets wurde er komfortabel gewählt.

Letzte Woche wurde er ebenso komfortabel neuer Verwaltungsratspräsident der SRG. Es gab wiederum keine Opposition. Denn die SRG ist der Bezirk Leuk der Schweizer Medienbranche.

Die letzten drei Präsidenten der SRG stammen allesamt aus der CVP. Seit 1981 sind auch alle SRG-Generaldirektoren aus der CVP gekommen. Einzige Ausnahme ist der derzeitige Chef Roger de Weck, der nicht Parteimitglied ist, aber aus dem CVP-Kanton Freiburg stammt und in der Partei darum sehr gut vernetzt ist. Auch mit Medienministerin Doris Leuthard (CVP) versteht sich de Weck glänzend.

Die CVP, die sich in ihren Territorien als die staatstragende Partei betrachtet, hat die heutige SRG wesentlich mitgeprägt. Mehr und nicht weniger Staat war stets ihr Prinzip. Unter der CVP-Führung ist die Gesellschaft zum heutigen Koloss von sieben TV-Sendern und siebzehn Radiokanälen angeschwollen, der vielen privaten Anbietern nur noch die Wahl zwischen Erstickungstod und staatlichen Beamtungssubventionen lässt.

Seit 1970 stammen zudem nur zwei von sechzehn Präsidenten und Generaldirektoren der SRG aus einem Deutschschweizer Kanton: Leo Schürmann (CVP, 1981–1987) und Viktor Baumeler (CVP, 2015–2017). Über die Jahrzehnte macht das 88 Prozent der Führungspositionen für die romanische Schweiz.

Die SRG wurde durch diese sprachkulturelle Schiefelage an ihrer Spitze in ähnlich hohem Masse wie durch die christliche Parteidominanz geprägt. Westschweizer und Tessiner stehen dem nationalen Sender seit je weitaus loyaler gegenüber als die Deutschschweizer. Sie sind in der Medienpolitik deutlich etatistischer, weil sie den Staatsfunk aus der Perspektive der schützenswerten Minderheit betrachten.

In der West-Süd-Perspektive ist die SRG das Band, das die Nation zusammenzurrt. Das darf durchaus teuer sein, zumal sowieso die



Perfekter Schachzug: neuer SRG-Präsident Cina.

Deutschschweizer dafür bezahlen. Auch Jean-Michel Cina, der zweisprachige Walliser, kommt aus dieser romanisch-romantischen Schule. Als erstes Statement nach seiner Wahl sagte er: «Man muss damit aufhören, die Rolle der SRG zu unterschätzen.» Unterschätzt werde, dass nur sie die unabhängige Information liefern könne, mit der die Demokratie funktioniere.

Die Wahl Cinas ist darum ein perfekter Schachzug für die SRG und für ihre Protektionistin Doris Leuthard. Nach dem Sommer hatten sich bürgerliche Politiker vorgenommen, dem Quasi-Monopolisten die immer breiteren Flügel zu stützen. Sie planten, den eben publizierten Service-public-Bericht aus dem Departement Leuthard für eine scharfe SRG-Debatte zu nutzen.

Das können sie vergessen. Es ist effizienter, wenn sie stattdessen ins Schwimmbad gehen.

Bei der SRG-Diskussion wird die bürgerliche Allianz im Parlament hoffnungslos scheitern. Die CVP-Fraktion wird ihren Kollegen Jean-Michel Cina nie und nimmer mit SRG-kritischen Forderungen desavouieren. Zusammen mit den Links-Grünen reicht das locker, um dem Staatsfunk bei allen unbequemen Anträgen einen Triumph zu verschaffen.

Es ist eine hübsche Lektion in der alten politischen Disziplin: Personalpolitik ist Sachpolitik.

Wilde Kinder

Von Beatrice Schlag — Reges Ritalin-Geplauder.

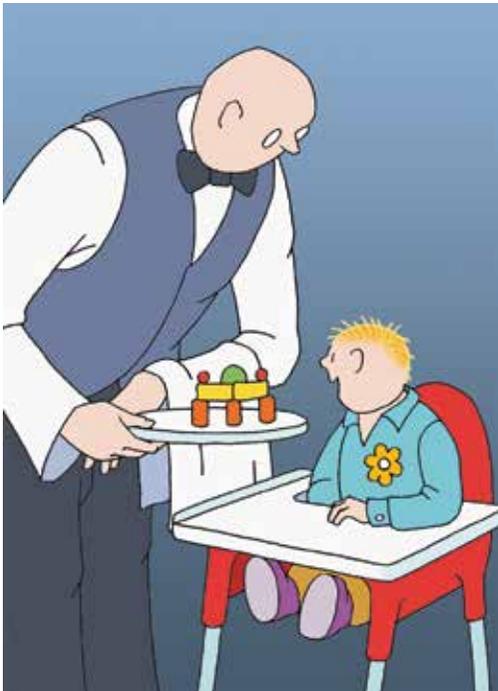
Letzten Samstagabend, eine halbe Stunde vor Mitternacht: Der Regionalzug von Zürich nach Basel ist bis auf den letzten Platz mit jungen Leuten besetzt. Ihre Wander- und Turnschuhe sind völlig verdreckt, die Rucksäcke vollgepackt und sperrig. Aus rollenden Plastikboxen kommt laute Musik. Es sind Open-Air-Besucher auf dem Heimweg von einem vermutlich verregneten Konzert. Niemand wirkt betrunken oder zugeröhnt. Am Züri-Fäscht scheint sich niemand von ihnen aufgehalten zu haben. Plötzlich ruft ein vielleicht zehnjähriger Bub in der Sitzreihe hinter mir: «Hat eigentlich ausser mir hier noch jemand ADHS? Oder bin ich der einzige, der Ritalin nimmt?» Die Leute um ihn herum, alle zwischen zwanzig und dreissig, brüllen vor Lachen. Was folgt, ist eine lebhaftere, nicht ganz so laute Unterhaltung über Vorzüge und Nachteile von Ritalin und seinem Konkurrenzprodukt Concerta. «Ich hab auch ADHS», sagt eine junge Frau, «aber es ist nicht besonders schlimm. Im Moment versuche ich es mit Baldrian, weil Ritalin so müde macht.» Der Mann ihr gegenüber sagt, beim Studieren halte die Konzentration mit Concerta länger an als mit Ritalin. Irgendjemand murmelt, er habe kein ADHS, aber gegen Prüfungsangst sei Ritalin das Beste.

Das rege, aber völlig unaufgeregte Gespräch hielt an bis Frick, wo der Ritalin-Trupp ausstieg. Nur wenige Tage davor hatte mir ein Freund, Vater eines unzählbaren Bubens, gestanden, er werde seinem Sohn Ritalin verschreiben lassen. «Er merkt nicht, dass ihn niemand in der Schule mag, weil er immer der Frechste, Waghalsigste und Lauteste ist, wenn es darum geht, Mutproben zu bestehen oder einen Blödsinn auszuhecken. Er kann nicht anders. Und er schadet sich immer mehr damit.» Der Mann sah mich an, als erwarte er eine negative Reaktion. Wie passte das zu dem Geplauder im Zug? Seit 2000 ist der Konsum von Ritalin in der Schweiz um über 800 Prozent gestiegen. Die Zahl der Kinder mit ADHS-Diagnose liegt seit den siebziger Jahren unverändert zwischen drei und fünf Prozent. Hat sich die Erwartung von Eltern verändert, die Leichtfertigkeit von Ärzten oder die Bereitschaft von Kindern, ADHS anzunehmen wie Akne, gegen die man ja auch etwas tun muss?



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit kleinen Kindern in einem hochdekorierten Sterne-Restaurant essen gehen?
Hannah Lüzer, Allschwil

Ja, unter folgenden Voraussetzungen: Nicht die übrigen Gäste haben sich den Kindern anzupassen, sondern umgekehrt. Natürlich sind Ihre Kinder die klügsten und herzlichsten Kinder der Welt. Aber wenn sie in einem öffentlichen Raum Platz nehmen, werden sie Teil davon. Zweitens, das Restaurant ist informiert und einverstanden mit ihrem Besuch. Und drittens: Die Kinder essen, was auf den Tisch kommt. Wenn sie Schnipso oder einen Piraten-Teller essen wollen, müssen Sie sich ein anderes Lokal suchen. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Kein Wunder, dass die Briten ausgetreten sind.»

Matthias Mädler

Künftige Zusammenarbeit

Nr. 27 – «Freiheitskämpfer»;
Berichterstattung zum Brexit

Und wo bleibt die vielgepriesene Demokratie, meine Herren? Kein Wunder, dass die Briten ausgetreten sind und in den meisten Staaten ein Rechtsruck zu beobachten ist. Deutschland, sowie auch andere Länder, werden diese EU-Bande verlassen, um wieder ein geordnetes Leben, einen geordneten Staat zu erreichen.

Matthias Mädler, Stützengrün

Nach dem Entscheid für den Brexit hat kürzlich der Rektor einer Schweizer Hochschule am Schweizer Fernsehen die Befürchtung geäußert, dass unsere Universitäten aus dem Forschungsprogramm «Horizon» ausgeschlossen werden könnten. Neue Lage, Herr Professor! Nützlicher als Jammern wäre wohl eine umgehende Kontaktaufnahme der Kapitäne unserer Hochschulen, unserer Wirtschaft und unserer Politik mit ihren Kollegen in Grossbritannien, mit dem Ziel, die künftige Zusammenarbeit einzufädeln.

Hans Glarner, per E-Mail

Ein Kompliment für diese Nummer, die (fast) allein auf weiter Flur besonnen über den Brexit berichtete. Ein Highlight: «Ein historischer Moment» von James Delingpole. Eine Wohltat neben all den Warnungen vor auf uns zukommenden Schwierigkeiten bis hin zum drohenden Untergang – ohne jegliches Vertrauen in die Innovationskraft des Menschen, auch schwierige Situationen in etwas Gutes zu verwandeln – und neben all den Äusserungen, die ganz klar ein grosses Defizit des Demokratieverständnisses aufgezeigt haben.

Brigitte Miller, Ins

Eine grossartige Ausgabe der *Weltwoche*! Danke und weiter so.

Nicola Ruest, per E-Mail

Die Reaktion des Bundesrates auf den Brexit ist jämmerlich. Was für eine Freude dagegen die «Candidacy Campaign Speech» der britischen Justizministerin Theresa May (auf Youtube). Die Frau hat echt Feuer! Da geht ein neuer Stern am Polithimmel auf! Durch die Personenfreizügigkeit verlieren die ärmeren Länder massenhaft Fachkräfte und die reicheren leiden unter Dichtestress. Will die EU überleben und, wer weiss, vielleicht sogar Grossbritannien wieder zurückholen, muss diese – in der jetzigen Form – fallen. Die Masseneinwanderungsinitiative der SVP hat das Thema aufs europäische politische Parkett ge-



Zu bedauern? Weltwoche-Titel.

bracht. Der Brexit und die Neuwahlen in Österreich sorgen für weiteren Druck. Das ist gut. Wenn die Betonköpfe in Brüssel nicht einlenken wollen, muss die Schweiz halt im Gegenzug darauf verzichten, Asylanten aus sicheren Drittstaaten aufzunehmen.

Gion Ragaz, per E-Mail

Ein grosses Kompliment an den Verfasser dieses Vier-Punkte-Programms! Es sollte für die hegemoniesüchtigen Bürokraten in Brüssel Pflichtlektüre sein. Vielleicht kämen sie dadurch zur Besinnung und würden vernünftiger handeln. Aber eben: nur vielleicht.

Alfred Wettstein, Zollikerberg

Mit einigem Amusement nehme ich zur Kenntnis, mit welchem heiligen Eifer Sie das Ergebnis der Brexit-Abstimmung kommentieren. Dabei scheinen Sie Folgendes auszublenken: 1. Das Ergebnis war eher knapp. Da ist es etwas vermessen, von «den Briten» zu sprechen. 2. Viele werden sich erst jetzt über die Konsequenzen ihrer Entscheidung klar. 3. Die Befürworter waren in der Mehrheit englische Senioren. 4. Die Schotten, Nordiren, Londoner und die Jungen wollen gar nicht austreten. 5. Es gibt (noch) keinen Plan für das weitere Vorgehen. Im Übrigen wüsste ich gerne mehr über Ihr Verständnis von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Hätte die Schweiz denn von sich aus die Debatte um die dritte Unternehmenssteuerreform angestossen?

Thomas Bernold, Männedorf

Wenn ich die Kommentare der jungen Briten lese, habe ich ernsthafte Zweifel an deren Fähigkeiten. Wie wollen diese zukünftigen Leader, wie sie sich sehen, in der globalisierten Wirtschaft bestehen, wenn sie schon 24 Stunden nach der Abstimmung den Kopf in den Sand stecken und mental quasi aufgeben? Vielleicht sollten sich diese, jetzt habe ich fast geschrieben: Pfeifen, ein Beispiel an der Fussballmannschaft von Wales nehmen.

Fritz Früh, Meisterschwanden

Die Kommentare in den deutschen Medien zum Thema «Brexit» gestalten sich zumeist recht einseitig. Fast so, als nähme man den Briten ihre Entscheidung übel. Doch ob sie wegen ihres EU-Austritts zu bedauern oder zu beneiden sind, wird sich erst noch herausstellen. Gut, dass Angela Merkel sich mit Briten-kritischen Kommentaren zurückhält, denn sie hat durch die von ihr verantwortete Flüchtlingspolitik nicht unwesentlich zu diesem Referendumsergebnis beigetragen.

Werner Arning, Mörfelden-Walldorf (D)

Gespaltene Zunge

Nr. 26 – «Typisch schweizerische Haltung»; Hubert Mooser über Didier Burkhalter

Zu diesem Gespräch mit Bundesrat Burkhalter ist der Kommentar des alten Indianerhaupt-

lings zutreffend: «Weisser Mann spricht mit gespaltener Zunge.»

Markus Keller, Bottmingen

Aufschlussreich und kurzweilig

Nr. 26 – «Velosommer 2016»; Weltwoche-Rad-Extra

Ich finde den Artikel «Die amerikanische Elite fährt Velo» hervorragend, sehr aufschlussreich, kurzweilig, und er ist somit auch ein wichtiger Beitrag zur «Volks Gesundheit sowohl für den Breiten- als auch für den Ge-

sellschaftssport»! Auch die anderen Texte beeindruckten mich sehr, insbesondere jener Artikel über die fünffache Mountainbike-Weltmeisterin, Jolanda Neff, oder jener über das ehemalige Radquer-Ass Albert Zweifel; und auch die Story über «Die Neuerfindung des Rads».

Kurt Vittori, Luzern

Wohlthuende Aussensicht

Nr. 26 – «Einspruch»; Markus Gilli über das Privatfernsehen

Chefredaktor Markus Gilli von Tele Züri nervt sich gewaltig über die Kolumne von Kurt W. Zimmermann in der *Weltwoche* Nr. 25/16, worin sich dieser kritisch zum Privatfernsehen in der Schweiz geäußert hat. Eine Aussensicht des Programms von Tele Züri, wie sie Kurt W. Zimmermann treffend dargestellt hat, tat gut und dürfte von vielen Fernsehkonsumenten mit Befriedigung zur Kenntnis genommen worden sein. Dass die genannten neuen Formate des Privatfernsehens auch vom Konsumenten so positiv beurteilt werden, wie dies Gilli tut, darf mindestens bei etwas anspruchsvolleren Fernsehzuschauern bezweifelt werden.

Ulrich Schär, Zumikon

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Jetzt am
Kiosk
oder
Testabo
bestellen
unter:

www.bilanz.ch/abo
oder Telefon 043 444 55 22

Tesla: Der Hype um das Auto der Zukunft

BILANZ

Das Schweizer Wirtschaftsmagazin

13-14/2016
30. Juni - 29. Juli 2016
CHF 9.80 / Euro 9.80
www.bilanz.ch

9 771023 135000

Wer rettet die CS?

Die Grossbank taumelt – und alle schauen zu

SCHWEIZ
Spezial

BREXIT
Die Folgen für die Schweiz

Ueli Maurer Der rätselhafte Finanzminister
Big Four Die Prüfer werden smart

Vollgas in die EU

Nationalratspräsidentin Christa Markwalder hält durch. Obwohl die EU-Begeisterung Tiefststände erreicht, fordert die Freisinnige unbeirrt den Beitritt. In Bern sieht sie sich als Hüterin von Anstand und Respekt, was sie selber am beherzten Austeilen nicht hindert. Ihre Waffe ist die Moral, meist die doppelte. *Von Hubert Mooser*

Wenn es um Nationalratspräsidentin Christa Markwalder geht, die muntere Freisinnige aus Bern, wird es etwas kompliziert. Sie hat es nicht so gern, wenn man ihr Fragen stellt, die sie nicht hören will. Seit sie turnusgemäss in ein höheres Amt aufstieg, scheint die Dünnhäutigkeit, diese sensible Überempfindlichkeit, die Künstler befähigt, die Wahrheit zu ergründen, bei ihr vermehrt einen Zustand schlechter Laune zu erzeugen. Die Majestät ihrer Funktion drückt schwer auf diese zarten Schultern, die nun auch Würde und Ansehen des Parlaments zu tragen haben.

Markwalder ist seit einem halben Jahr Präsidentin des Nationalrates. «Es war ein intensives Halbjahr», bilanziert sie bedeutungsvoll. Sie hatte nach eigenen Angaben viele «spannende Begegnungen» mit den unterschiedlichsten und «beeindruckenden Persönlichkeiten», mit Parlamentspräsidenten verschiedener Staaten und mit dem Papst. Sie stellte das Präsidialjahr unter das Motto «Respekt» – womit sie «den Respekt vor den politischen Institutionen, unseren Grundwerten, sprachlichen Minderheiten und dem Völkerrecht» meint. Mit ihrem pastoralen Diskurs über Würde und Respekt geht sie mittlerweile dem halben Parlament auf die Nerven. Vielleicht auch deshalb, weil sie an sich selbst zuweilen andere Massstäbe legt.

Die Sache mit dem Volkswillen

Markwalder fordert in parlamentarischen Debatten die gepflegte Rede. Sie selber aber ist bekannt dafür, dass sie politischen Gegnern unerschrocken übers Maul fährt, sie gern lustvoll stichelnd unterbricht. Kürzlich liess sich sie frech im Büro des Nationalratspräsidenten auf dem Tisch sitzend mit kurzem Rock fast lasziv von der ihr gewogenen *Schweizer Illustrierten* (SI) ablichten. Markwalder entwarnt: «Man sah den Hintergrund besser mit dieser Perspektive.» Das ist ihre Stärke: Egal, was sie tut oder sagt – sie findet immer die passende Erklärung und oft auch das Verständnis von Kollegen.

Respekt vor den Einrichtungen der Obrigkeit ist ihr wichtig, Respekt vor dem Volkswillen eher weniger. Im SI-Interview wärmt sie ihr Sehnsuchtsziel eines Schweizer EU-Beitritts auf, nachdem der Nationalrat eben den Rückzug des Beitrittsgesuchs beschlossen hat. Der Vorstoss kommt in den eigenen Reihen nicht sonderlich gut an. Sie sei überzeugte Föderalistin und nicht bereit, «mir von Bürokraten, die Tausende von Kilometern entfernt

sind, vorschreiben zu lassen, wie wir unser Leben in den Gemeinden und Kantonen ausgestalten sollen», sagte FDP-Parteichefin Petra Güssi in der *Zentralschweiz am Sonntag* zu Markwalders Aussagen.

SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz ist erwartungsgemäss weniger diplomatisch: «Die Nationalratspräsidentin vertritt mit ihrem EU-Beitrittswunsch eine Position, die eine grosse Mehrheit in der Schweiz klar ablehnt.» Sie missbrauche «in diesem Fall ihr hohes Amt für einen politische Sololauf, der nicht akzeptierbar ist». Der Berner Nationalrat Christian Wasserfallen (FDP), der in der Europa-Frage das Heu zwar nicht auf der gleichen Bühne hat wie Markwalder, meint jedoch anerkennend: Christa Markwalder sei sich immerhin treu geblieben und habe ihre Meinung nicht wie andere der politischen Grosswetterlage angepasst. Das spreche für sie.

Für Medien zieht sie die blaue Fahne hoch

«Wir müssen doch weiterdenken und überlegen, was zu tun wäre, wenn die bilateralen Verträge fallen würden – was ich mir im Übrigen überhaupt nicht wünsche», verteidigt die

Diese Begeisterung für die EU beseelt sie seit Beginn ihrer politischen Karriere.

Bernerin ihren Standpunkt. «Wir teilen die gemeinsamen europäischen Werte, und ein Drittel unseres Wohlstands hängt vom Austausch mit der EU ab.» Und überhaupt gebe es in einer Demokratie keine Denkverbote. Zum Rückzug des EU-Beitrittsgesuchs sagt Markwalder, es sei schon lange für gegenstandslos erklärt worden. «Aus diplomatischer Sicht hätte man sicherlich einen geschickteren Zeitpunkt wählen können als jetzt, da wir von der EU ein Entgegenkommen erwarten punkto Umsetzung des Zuwanderungsartikels.»

Die Begeisterung für die Europäische Union beseelt sie seit Beginn ihrer politischen Karriere. Als sie noch Präsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) war, zog Markwalder für die Medien demonstrativ die EU-Fahne hoch. Sie selbst erklärt ihr Engagement mit der Wertschätzung gegenüber einer Institution, «die uns siebzig Jahre Frieden in Europa brachte». Ihrer Generation sei es nach Jahrzehnten erstmals möglich gewesen, in den Zug zu steigen und Städte wie Prag, Bratislava

oder Budapest zu entdecken. Dank dem Studentenaustauschprogramm «Erasmus» habe sie in Nijmegen in den Niederlanden studieren und sich die Prüfungen und Seminararbeiten an der Uni Bern anrechnen lassen können. Allerdings gab es auch schon vor «Erasmus» die Möglichkeit solcher Auslandsstudien.

Und wehe, wenn jemand auf die EU losging, wie die frühere Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) 2011, die – genervt über zähe, erfolglose Verhandlungen – in einem Interview mit der *Sonntagszeitung* Brüssel scharf kritisierte. Markwalder ergriff auf allen Kanälen sofort Partei für die Union. Es mache alles nur schwieriger, wenn man von der EU einen konstruktiven Ansatz fordere und gleichzeitig selbst verbal zuschlage, sagte sie in einem Interview mit der *Basler Zeitung*. Die Äusserungen der Aussenministerin könnten zu einem Eigentor werden, zitierte sie die *Aargauer Zeitung*. Gegenüber dem *Blick* qualifizierte sie die Kritik Calmy-Reys an der Politik Brüssels als «Wahlkampfauftritt fürs innenpolitische Publikum, aber mit aussenpolitischem Schadenspotenzial». Es war ein Aufbegehren der Panaschierkönigin Markwalder (in Bern erhielt sie viele Zusatzstimmen aus anderen Lagern), nachdem ihre Partei, die FDP, 2010 den EU-Beitritt hochoffiziell beerdigt hatte. Markwalder hatte danach einen schweren Stand in den eigenen Reihen.

Die Ersatzwahlen für den Ständeratssitz von Simonetta Sommaruga (SP) wurden für die Berner Freisinnigen zum Debakel. Die siegesgewohnte Burgdorferin landete, weit abgeschlagen, auf dem dritten Platz, hinter Adrian Amstutz und der damaligen SP-Nationalrätin Ursula Wyss. Das war eine bittere Erfahrung für die ambitionierte Politikerin, die schon damals von den Medien gehätschelt wurde, aber stets dünnhäutig auf Anflüge von Kritik reagierte. Sie, die streng Respekt verlangt, fährt im Nahkampf die Krallen aus. Einem Journalisten, der sie unsanft anging, drohte sie gleich mit Enthüllungen aus dessen Privatleben.

Rebellin aus Burgdorf

Wenn man wissen will, wie die Bernerin funktioniert, muss man ein wenig in ihre Vergangenheit zurückblicken. Sie selber gibt sich auch hier inzwischen sehr zurückhaltend. Ihr Ziel sei es gewesen, «mit offenen Augen durchs Leben zu gehen und Chancen zu erkennen», sagt sie. Aufschlussreicher ist ein Porträt über Markwalder vom damaligen *Sonntagsblick*-Autor Vik-



Pausenloses Netzwerken: Nationalratspräsidentin Markwalder in ihrem Garten in Burgdorf.

tor Parma aus der Zeit, als die Medien sie noch als Everybody's Darling feierten. Markwalder kandidierte damals (2004) für ein Amt in der FDP-Geschäftsleitung und liess auch das Porträt über sich gerne machen. Parma beschrieb sie darin als hartnäckige Jungpolitikerin, die mit ihrer Besserwisserei schon als Teenager zu Hause und in der Schule alle zur Weissglut getrieben und bis zum Sonnenaufgang Partys gefeiert habe. Sie soll eine passionierte Eiskunstläuferin gewesen sein, zerstritt sich aber mit dem Klubpräsidenten. Eine weitere grosse Leidenschaft ist die Musik. Markwalder spielt Cello und greift manchmal auch hier daneben, wie bei der Eröffnung der aktuellen Legislatur beim Abspielen des Schweizer Psalms.

Als Studentin der Rechte arbeitete sie zweimal pro Monat bis morgens um 3 Uhr 30 in Burgdorfer Bars. Dabei soll sie auch ihren Zukünftigen kennengelernt haben: Walter Bär, Chirurg am Bezirksspital, 26 Jahre älter als sie und Vater zweier Kinder. Die Hochzeit fand 2003 statt, sechs Jahre danach ging das Paar wieder getrennte Wege, wie der *Blick* mit grossen Buchstaben verkündete. Politisch bewies Markwalder schon zu Beginn ihrer Karriere Mut – als Jungfreisinnige im Stadtparlament verärgerte sie die lokale FDP-Korona bereits an der ersten Sitzung. Markwalder stimmte laut *Sonntagsblick* einer grünen Motion für erneuerbare Energien zu und brachte die Mehrheitsverhältnisse zugunsten der linken Ratshälfte ins Kippen. Unzimperlich attackierte sie auch die Granden in der Partei und forderte mehr Gehör für die Jungfreisinnigen. «Sie war immer sehr engagiert und wusste schon damals in den Dossiers bestens Bescheid», sagte der Aargauer Nationalrat Thierry Burkart, der Markwalder seit ihrer gemeinsamen Zeit bei den Jungfreisinnigen kennt.

2002 dann ein familiärer Paukenschlag: Christa Markwalder verdrängte den eigenen

Auf Podien kommt ihr zugute, dass ihre Gegner die Dossiers etwas weniger genau gelesen haben.

Vater – ebenfalls FDP-Politiker – aus dem Kantonsparlament. Ein Jahr später schaffte sie den Sprung in den Nationalrat und konnte dem Vater den Grossratsitz zurückgeben. Markwalder mauserte sich zum Medienstar.

Die Berner FDP-Grösse Kurt Wasserfallen, verstorbener Vater des heutigen Nationalrates Christian Wasserfallen, sah in Markwalder bereits die neue Galionsfigur der Freisinnigen heranwachsen. Inzwischen ist Markwalder über zwölf Jahre im Nationalrat, Mitglied der Rechtskommission und der Aussenpolitischen Kommission, aber die Galionsfigur ist sie nicht geworden, und andere Politiker ihrer Generation wie zum Beispiel ihr ewiger Rivale Christian Wasserfallen stehen in der Parteigunst



Einstige Hoffnungsträgerin: Markwalder, 2004.

inzwischen höher. Markwalder gilt im Parlament nicht unbedingt als einflussreich. Wie stark sie in ihrer eigenen Fraktion ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Wasserfallen sagt, bei Fraktionssitzungen sei sie sehr aktiv und könne sich auch durch stichhaltige Argumente Gehör verschaffen.

Lobbyisten-Job

In den Kommissionsberatungen und auf Podien verteidigt Markwalder ihre Positionen jeweils mit Sachverstand. Es kommt ihr oftmals zugute, dass ihre Gegner die Dossiers ein bisschen weniger genau gelesen und verstanden haben als die blitzgescheite Juristin. Seit 2008 ist sie für die Zurich als Senior Legal Counsel tätig, jedoch während des Präsidentschaftsjahrs nur in reduziertem Ausmass, wie sie selber ausführt. Was sie in dieser Funktion genau macht, will sie auch auf Nachfrage nicht sagen. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich bei der Tätigkeit um einen reinen Lobbyistenjob handelt. SP-Nationalrat Corrado Pardini, der Markwalders Mut im Kantonsparlament bewunderte, weil sie teils linke Positionen einnahm, findet, Markwalder sei, seit sie bei der Zurich Lohn beziehe, nach rechts gerutscht.

Aus ihren Vorstössen lässt sich dies nicht ableiten – dort fährt sie meistens auf Nebengeleisen. Dafür fällt Markwalder im Parlament auf durch ihre rege Reisetätigkeit. Eifrig schmiedet sie Kontakte. Kein Botschaftsapéro ohne die Präsenz von Christa Markwalder. Sie kann es mit allen gut, hat einen Ruf als überaus trinkfeste Festnudel, organisiert daheim in Burgdorf feuchtfröhliche Pool-Partys (für jene, die bei ihrer Wahl unter 35 waren). Teilgenommen daran haben etwa Christophe Darbellay (CVP), Andrea Caroni (FDP) und die

2015 nicht mehr wiedergewählte Aline Trede (Grüne). Dass sie Partys für junge Parlamentarier organisiert habe, bestreitet Markwalder nicht, aber den Titel einer Apérokönigin lässt sie nicht gelten. «Königinnen kennt unsere Demokratie mit republikanischer Überzeugung keine», gibt sie zur Antwort.

Dass beim pausenlosen Netzwerken auf nationaler wie internationaler Ebene einmal etwas schiefgehen musste, war wohl bloss eine Frage der Zeit. Als die Hauszeitung der FDP,

«Seit ihrer Wahl verkehrt sie in der geschlossenen Welt von Lobbyisten, Politikern und Diplomaten.»

die NZZ, im letzten Jahr aufdeckte, dass sich Markwalder einen Vorstoss zu den Beziehungen Schweiz–Kasachstan mit ein paar Fragen von einer PR-Agentur fremdformulieren liess und dass der Vorstoss in Kasachstan dann auch noch stark redigiert wurde, war der Teufel los. «Die Medien haben diesen Fall unverhältnismässig aufgebauscht», sagt SP-Nationalrat Carlo Sommaruga, der zu diesem Zeitpunkt die Aussenpolitische Kommission des Nationalrates präsidierte. «Sie haben die gesamte Aufmerksamkeit auf Markwalder gerichtet und andere Akteure nur am Rande erwähnt.» Für Markwalder war die Geschichte eine schlimme Erfahrung. Plötzlich war sie nicht mehr Everybody's Darling, sondern ein Vorzeigebispiel für die Käuflichkeit von Schweizer Politikern. Wenig souverän intervenierte sie hinterher gegen unliebsame Berichterstattung bei Chefredaktionen und Verlagen. Und sie beschwerte sich sogar darüber, dass der damalige NZZ-Journalist Markus Häfliger zusammen mit einem Kollegen den Zürcher Journalistenpreis für die Recherchen zur Kasachstan-Affäre erhielt. Das Medienverständnis der höchsten Schweizerin liege irgendwo zwischen dem Obrigkeitsgebaren der Berner Patrizier im Ancien Régime und der Zensurbehörde der kasachischen Regimes, fand die *Schweiz am Sonntag*.

«Markwalder verkehrt seit ihrer Wahl in den Nationalrat in einer geschlossenen Welt, die von Lobbyisten, Politikern und Diplomaten bevölkert ist», sagt ein Polit-Beobachter. Es sei deshalb nicht verwunderlich, wenn sie manchmal ihre Bedeutung überschätze und etwas abgehoben reagiere.

Diesen Eindruck bekommt man auch bei der Lektüre des Interviews mit ihr zum Brexit. Kein Mensch weiss zum jetzigen Zeitpunkt, was der Austritt Grossbritanniens aus der EU wirklich für Folgen haben könnte, darüber gibt es allenfalls Spekulationen. Nur Markwalder weiss es genau: Der Brexit sei eine Lose-lose-lose-Situation – für Grossbritannien, die EU und die Schweiz. Politik ist auch die Kunst, an der eigenen Fixierung festzuhalten. ○

Unke aus Berlin

Der Schweizer Salon-Intellektuelle Frank A. Meyer polemisiert gegen «infantile Berserker». Wie immer völlig haftungs- und verantwortungsfrei. Von René Zeyer

Was haben Frank A. Meyer und die Eurokraten gemeinsam? Mehr, als man meinen könnte. Es eint beide, dass sie haftungs- und verantwortungsfrei ihre Meinung zu eigentlich allem abgeben. Die Eurokraten sitzen in Brüssel und sind zurzeit mal wieder ratlos. Meyer sitzt in Berlin und ist niemals um einen Rat verlegen. Gerne packt er dabei den Zweihänder aus: «Die politischen Handwerker im Bundesrat sollen nun richten, was infantile Berserker dem Land beschert haben, und die Masseneinwanderungsinitiative in europäische Realität umsetzen. Es wäre die Quadratur des Kreises. Doch so sind die Populisten: Sie hetzen, hassen, höhnen! Was daraus resultiert, überlassen sie den Verantwortungsethikern.»

Also Meyer und dem Bundesrat. Da Meyer im *Sonntagsblick* publiziert, dürfte den meisten seiner Lesern allerdings nicht geläufig sein, was Verantwortungsethik ist. Ihm selbst vielleicht schon. Schliesslich hat Meyer zu verantworten, dass der damals von ihm beratene Bundesrat den Eintritt in den EWR als «Trainingslager für den EU-Beitritt» bezeichnete, worauf prompt die Abstimmung darüber nicht so ausfiel, wie Meyer es sich erträumt hatte. Daraus resultiert offenbar Meyers Trauma, dass der «Führer aus Herrliberg», der «Narziסט aller NarziSten», der «Vordenker aller Vordenker», der «infantile Berserker», der «hetzende, hassende und höhrende Populist» etwas hat, was der Unke aus Berlin abgeht: Fortune und Erfolg.

Wie man sich bettet, so liegt man

Meyer beriet nicht nur den Bundesrat, sondern berät seit vielen Jahren den Ringier-Konzern. Die Hochrechnungen gehen in die Multimillionen, wie viel Schaden er damit schon angerichtet hat, ohne allerdings jemals die geringste Verantwortung dafür übernehmen zu müssen. Der Flop *Die Woche*, der Flop *Cicero*, der Fall Borer, der Sieg gegen Dutzende von Chefredaktoren und führende Manager des Konzerns, die in Verkennung der Machtverhältnisse seine Einmischungen nicht mehr ertrugen und dummerweise sagten: «Er oder ich» – alles leuchtende Beispiele für gelebte Verantwortungsethik.

Diese äussert sich auch darin, dass Meyer weiterhin Kolumnist des Magazins *Cicero* ist, das spätestens seit dem Management-Buyout im trüben rechtspopulistischen deutschen Sumpf nach Lesern fischt. Da wird vom «Kriegs- und Auschwitz-Komplex» der Deutschen schwadroniert, das «Ausbrechen einer wahren Gutmenschen-Hysterie» wird beklagt, Autoren



Mit dem Zweihänder: Publizist Meyer.

mit Affinität zur AfD werden die Spalten geöffnet. Dieser Rechtspopulismus umrahmt Meyers Beiträge, so etwa gegen «Rechtspopulisten». Wie man sich bettet, so liegt man, aber das stört den Salon-Plauderer so wenig wie das Umfeld aus Sex and Crime im *Sonntagsblick*.

In London habe «Brexite-Polemiker Boris Johnson bereits die Segel gestrichen», fabuliert Meyer im *Sonntagsblick*, Gleiches wünscht er sich offenbar von Christoph Blocher, rein verantwortungsethisch, versteht sich. Dieses Prinzip hat allerdings etwas mit der Beurteilung von Handlungen und ihren tatsächlichen Ergebnissen zu tun. Also mit einer Welt, die Meyer völlig fremd ist. Versuchen wir, ihn wenigstens etwas an die Realität heranzuführen.

Die britischen Stimmbürger haben mehrheitlich einem Austritt aus der EU zugestimmt. Ob einem dieses Votum passt oder nicht, es muss umgesetzt werden. Ob sich ein Wortführer des Brexit dazu in der Lage sieht oder nicht, spielt keine Rolle. Der Schweizer Stimmbürger hat der Masseneinwanderungsinitiative zugestimmt. Ob einem das Votum passt oder nicht, es muss umgesetzt werden. Dass Christoph Blocher dafür nicht als Bundesrat sorgen kann, ist nicht seine, sondern die Verantwortlichkeit von denjenigen, die ihn abwählten.

Beide Resultate passen Meyer nicht. Das ist sein gutes Recht. Aber zu polemisieren, dass ein «beseelter Appenzeller» von einem «Modell <Efta/EWR2.0> schwärmt», von einer Sonntagszeitung zum «Vordenker erhoben», der nichts anderes wolle als «die Gründung einer EU gegen die EU. Mit Konrad Hummler als Gründungsvater und der Schweiz als Gründungsnation», das ist billig.

Da bleibt doch nur ein Ratschlag: «Meyer, übernehmen Sie! Machen Sie konstruktive Vorschläge, zeigen Sie den richtigen Weg in die Zukunft auf.» Kann doch nicht so schwer sein, bei dieser Erfolgsbilanz. ○

Rickli-Reflex

Noch bevor ein Verbrechen geklärt ist, fordert die SVP Massnahmen. Das ist ein Fehler.

Das Drehbuch ist so klischeehaft, dass es nicht einmal für einen «Tatort» von SRF gereicht hätte: Der flüchtige 23-jährige Hafturlauber Tobias Kuster wird in Zürich eines Tötungsdeliktes verdächtigt, die Volkspartei schreit reflexartig Zeter und Mordio. SVP-Kantonsrat Jürg Trachsel moniert in einer Fraktionserklärung, dass «Schwerkriminelle» überhaupt Urlaub erhalten, und fordert «ein Ende der katastrophalen Verhättschelungspolitik». Nationalrätin Natalie Rickli gibt sich auf Facebook «schockiert», verlangt ein Schuldbekennnis von Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP). Und Massnahmen! Sofort!! Dass das nie mehr passieren kann!!!

Nun wusste sie nicht einmal, ob Kuster der Täter ist. Offenbar hat die Polizei noch einen zweiten Verdächtigen verhaftet. Gewiss, der Werdegang und das Vorstrafenregister des Flüchtigen – letztmals wurde er wegen Freiheitsberaubung, Raubes und Erpressung zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt – lässt nichts Gutes erahnen. Die Strafe sollte in eine jugendrechtliche erzieherische Massnahme umgewandelt werden, doch der Bursche zog den Vollzug in einem richtigen Knast vor. Immerhin setzte er dort seine abgebrochene Schreinerlehre fort. Trotz einer Drogenkarriere und psychischer Probleme bestand offenbar Hoffnung auf eine Resozialisierung.

Wie bei Peter und dem Wolf

Aufgrund einer derart dürftigen Faktenlage einen Skandal heraufzubeschwören, ist verantwortungslos. Natürlich besteht bei der Gewährung von Hafturlauben immer ein Risiko. Das liegt im Wesen von Straftätern, die nun mal keine Klosterschüler sind. Doch die unvorbereitete Entlassung nach Verbüßung der Strafe, das zeigt die Erfahrung, birgt ein ungleich höheres Rückfallrisiko in sich. Die einzige Alternative wäre die Verwahrung des jungen Delinquenten gewesen. Sie wurde vom Gericht aber nicht angeordnet. Und solange nicht das Gegenteil belegt ist, sollten wir den Richtern zubilligen, dass sie Gründe hatten, den Zwanzigjährigen noch nicht definitiv abzuschreiben. Gerade im Kanton Zürich sind die Zeiten, als man brandgefährliche Psychopathen grobfahrlässig freiließ, längst passé.

Das reflexartige – sprich unreflektierte – Poltern der SVP ist auch dumm. Es ist wie bei der Legende von Peter und dem Wolf: Wer leichtsinnig einen falschen Alarm auslöst, den nimmt man nicht mehr ernst, wenn tatsächlich einmal ein Notstand herrscht. Alex Baur

Fluch der guten Tat

Humanitäre Hilfe bewirkt oft das Gegenteil von dem, was sie erreichen will. Ein Insider berichtet von seinen ernüchternden Erfahrungen als Helfer in den Krisengebieten Afrikas. «Am Ende stabilisieren die Hilfsprogramme unerwünschte Strukturen», sagt er heute. *Von Peter Keller*

Sie gilt als die Königsdisziplin der guten Tat: die humanitäre Hilfe. Unerschrockene Helfer, die sich in die gefährlichsten Kriegsgebiete vorwagen, Lebensmittel für die hungernde Bevölkerung heranschaffen, die medizinische Versorgung von Vertriebenen gewährleisten, hygienische Missstände in Flüchtlingslagern verbessern, sexueller Gewalt gegen Frauen vorbeugen und so weiter. Die Schweiz als Depositarstaat der Genfer Flüchtlingskonvention und Heimat des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) ist stolz auf ihre humanitäre Tradition und unterstützt mit staatlichen und privaten Spendengeldern weltweit Programme und internationale Organisationen in ihrem Kampf gegen das Elend. Für Daniel Hauser* hat dieses edle Bild tiefe Risse bekommen, seit er selber vor Ort im Einsatz war: «Es ist eine bittere Erkenntnis. Man kommt mit Idealismus an und merkt nach einer gewissen Zeit, dass unsere Arbeit nicht nur vergeblich ist, sondern vielfach sogar kontraproduktiv.»

Der gut dreissigjährige Schweizer war für eine mittelgrosse internationale NGO im Südsudan tätig. Das Gebiet ist 2011 nach einem blutig ausgetragenen Sezessionskrieg gegen den islamisch dominierten Norden unabhängig geworden, um Ende 2013 in einen noch blutigeren Bürgerkrieg zu schlittern. Trotz offiziellem Waffenstillstand ist der jüngste Staat der Welt weit entfernt von Ruhe und Stabilität. Warlords halten das Land im Griff, Millionen Menschen leben in Flüchtlingscamps, teilweise beschützt von über 12 000 Uno-Blauhelmen, viele Menschen leiden an Unterernährung. Das Uno-Kommissariat für Flüchtlinge leistet, finanziell unterstützt durch die EU, Hilfsprogramme in der Höhe von mehreren hundert Millionen Dollar. Mittendrin Hauser. Er will etwas Sinnvolles tun und, ja, er freut sich auch auf einen interessanten Job nach all den trockenen Jahren an der Hochschule.

Lachen über den naiven Schweizer

Daniel Hauser und seine Mitstreiter versuchen, Güter des täglichen Bedarfs von der Hauptstadt in entlegene Flüchtlingslager zu schaffen. An sich schon ein schwieriges Unterfangen in einem Land, das keine funktionierende Infrastruktur, kein anständiges Strassennetz kennt. Dazu kommen die offensichtlichen Sabotageaktionen der lokalen Regierung und der Armee: Beide versuchen, die Hilfslieferungen des

IKRK oder anderer humanitärer Akteure zu unterbinden oder zumindest so zu steuern, dass Volksgruppen davon profitieren, welche sich gegenüber der Regierung loyal verhalten haben. «Wie kann man bloss seine eigenen Landsleute verrecken lassen?», war seine erste Reaktion. Er stellt einheimische Militärs zur Rede. Sie lachen über den naiven Schweizer. «Wir waren lange genug selber Rebellen. Du kannst nur dank der Hilfslieferungen den Krieg aufrechterhalten. Fallen diese weg, laufen dir die Leute davon und beginnen wieder, selber etwas zu produzieren. Jeder will schliesslich zuallererst überleben.»

Hauser weist diesen ungeheuerlichen Gedanken von sich: Nicht die Militärs, sondern

sie, die Helfer, sollen dafür mitverantwortlich sein, dass sich Konflikte weiterziehen? Er hält diese Theorie für eine Ausrede abgestumpfter Offiziere. Trotzdem blieb ein Keim des Zweifels in ihm, der später zur Gewissheit heranwuchs. «Ich kann Ihnen das perverse System am Beispiel eines gespendeten Reissacks schildern.» Hilfsgüter aus dem Ausland kommen in der Regel in der Hauptstadt an. Dort wird die Feinverteilung vorgenommen. Da der Luftweg zu teuer und teilweise auch zu gefährlich ist, versucht man, möglichst viel über den Landweg zu organisieren, der wegen der rund sechsmonatigen Regenzeit allerdings auch nur teilweise zur Verfügung steht. «Der Transport wird meistens outgesourct, das heisst, eine lokale Firma übernimmt den Auftrag und fährt die Nahrungsmittel in jene Landesteile, wo der Bedarf am grössten ist, wo Gefechte an der Tagesordnung sind. Auf den Schutz der Konvois durch Uno-Blauhelme wird in der Regel verzichtet, um sich als humanitärer Akteur von bewaffneten Truppen zu unterscheiden.»

Auf dem Weg dorthin fährt der Lastwagen durch Dutzende Gebiete, die von lokalen Warlords mit wechselnden Loyalitäten beherrscht werden. Rund 60 Stämme und über 300 Unterstämme zählt der Südsudan. «Und jetzt kommt der Punkt: Jede Partei, ob Rebellen, Armee oder einfach Stammesmilizen, richtet in dem von ihr kontrollierten Gebiet Checkpoints ein, wo der Fahrer jeweils eine Gebühr zu zahlen hat.» Diese Abgaben sind bereits eingepreist, und sie bilden in diesem von Bürgerkriegen zerrütteten Land eine der wichtigsten Geldquellen, um überhaupt den Sold für die Truppen und Milizen generieren zu können. «Am Ende sind die Kosten für den Transport höher als der Wert der zu verteilenden Güter.»

Ähnlich verläuft es auf allen Ebenen des Staates. Die Mitarbeiter humanitärer Organisationen brauchen ein Visum oder andere offizielle Dokumente – und jedes Mal sind Dollars fällig. Die zivilen Ausländer sind, ob sie es wollen oder nicht, unverzichtbare Devisenbeschaffer für das Regime. Hausers Fazit ist ernüchternd: «Am Ende stabilisieren die Hilfsprogramme unerwünschte Strukturen. Die internationale Gemeinschaft ermöglicht es mit ihren humanitären Leistungen, dass die Regierungen öffentliche Dienstleistungen nicht selber erbringen müssen.» Die Machthaber würden ein zynisches Outsourcing

Entwicklung der Bundesausgaben im Bereich Ausland-Beziehungen



Öffentliche Entwicklungshilfe der Schweiz 2015	in Mio. Franken
Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza)	2295,9
• Humanitäre Hilfe	539,1
• Entwicklungszusammenarbeit	1592,6
• Zusammenarbeit mit Osteuropa und der GUS	164,2
Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco)	325,3
• Entwicklungszusammenarbeit	247,7
• Zusammenarbeit mit Osteuropa und der GUS	81,0
• Darlehensrückzahlungen	-3,4
Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA)	144,7
• Zivile Friedensförderung und Menschenrechte	96,3
• Andere Beiträge	48,4
Eidgenössisches Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF)	42,2
• Swiss Investment Fund for Emerging Markets (SIFEM)	27,3
• Stipendien an ausländische Studierende in der Schweiz	6,8
• Andere Beiträge	8,1
Staatssekretariat für Migration (Sem)	473,2
• Hilfe an Asylsuchende in der Schweiz	455,4
• Rückkehrhilfe	17,8
Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS)	2,7
• Friedensfördernde Massnahmen und Sicherheit	1,3
• Ausrüstung zu humanitären Zwecken	1,4
Bundesamt für Umwelt (Bafu)	43,4
• Davon: Beiträge an internationale Organisationen	42,3
Andere Bundesämter	21,9
AUSGABEN BUND TOTAL	3349,3

QUELLE: «STATISTIK 2015. INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT DER SCHWEIZ»

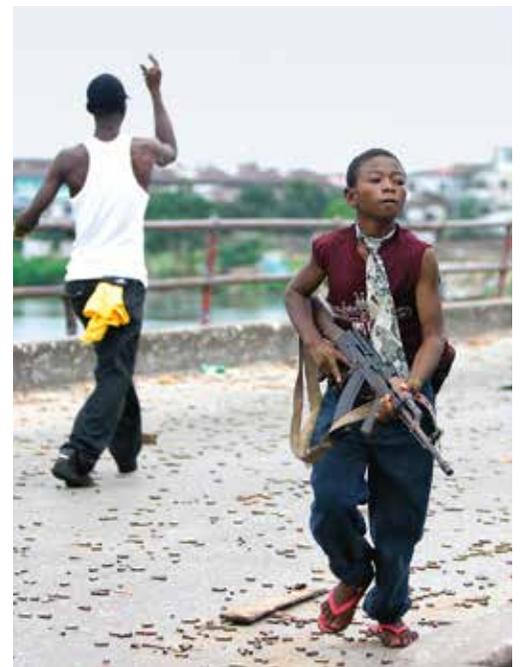
Die Hilfe wird kaum einmal hinterfragt.



«Du kannst nur dank der Hilfslieferungen den Krieg aufrechterhalten»: Flüchtlingslager Yida im Südsudan.



Teil des Problems: Ärzte ohne Grenzen verhandelt mit Rebellen in der Zentralafrikanischen Republik.



Falsche Anreize: Kindersoldaten in Liberia.

betreiben, was ihnen erst erlaubt, sich persönlich zu bereichern, zu korrumpieren oder die Gelder in militärische Konflikte zu investieren. Mitten im Bürgerkrieg, im Mai 2015, verabschiedete das Parlament des Südsudans ein Gesetz, welches der Bürokratie erlaubt, die

Kontrolle über NGOs auszubauen und deren Operationen besser zu steuern. Durch eine Mindestquote an Lokalangestellten sollen nach bester afrikanischer Vetternwirtschaft Leute auf die Lohnliste der humanitären Organisationen platziert werden.

Die an der Front gewonnene Erkenntnis deckt sich mit den Befunden, die der schottische Ökonom Angus Deaton vertritt. Länder liessen sich nicht von aussen entwickeln, ist der Wirtschaftsnobelpreisträger von 2015 überzeugt. Es brauche eine Regierung und

eine Bevölkerung, die gemeinsam auf Entwicklungsziele hinarbeiteten, etwa beim Bildungs- und Gesundheitsangebot. «Das Problem mit der Entwicklungshilfe zeigt sich vor allem dort, wo externe Gelder einen sehr grossen Teil der Staatsausgaben ausmachen, wie in vielen Staaten Afrikas» (NZZ, 16. 6. 2016). Die Schweiz zahlt sogar direkt sogenannte «Budgethilfen» in die Staatskassen afrikanischer Länder («Direktzahlungen an Diktatoren», *Weltwoche* Nr. 10/16). Für Deaton der komplett falsche Weg. Die afrikanischen Regierungen müssten gegenüber der eigenen Bevölkerung in der Verantwortung stehen, nicht gegenüber der Weltbank, dem Währungsfonds oder anderen ausländischen Organisationen.

«Die internationale Szene ist ein Getto»

Die Hungerkrise im Südsudan ist nicht Ursache einer klimatisch bedingten Dürre, sondern menschengemacht. Das Land hätte in Wahrheit ein riesiges landwirtschaftliches Potenzial, über siebzig Prozent seiner Fläche liessen sich bebauen; nur die Auslagerung der Nahrungsmittelproduktion erlaubt es, die nötige Manpower freizusetzen, um Krieg zu führen. Zudem obliege die Verteilung der Hilfsgüter am Ende immer jenen, die die Waffen hätten, so Hauser – und diese Stellung werde gnadenlos ausgenutzt. Diese Leute entscheiden, wer das Essen bekommt. «Auf unterster Stufe bevorzugen die Warlords jene Familien, die ihre Söhne für den Krieg zur Verfügung stellen.» Der Fluch der guten Tat.

Selbst die medizinische Hilfe sieht Daniel Hauser heute in anderem Licht. «Ich dachte, über den Sinn und Nutzen der Entwicklungs-

«Du kannst mitten in Afrika ausgehen und siehst keinen einzigen Schwarzen.»

hilfe könne man sicher diskutieren. Nicht aber über die Arbeit von Organisationen wie Médecins sans Frontières [MSF].» Er sei davon ausgegangen, dass diese Ärzteorganisation zweifelsohne wertvolle Dienste leiste, bis in die hintersten Buschwinkel vordringe, um für die Ärmsten die medizinische Grundversorgung sicherzustellen. «In Realität muss sich auch MSF mit den Konfliktparteien gutstellen, damit die Organisation in diesen Gebieten überhaupt operieren kann. Das heisst, die verschiedenen Milizen stellen üblicherweise klare Forderungen, was die Organisationen dafür tun müssen.» Das betreffe übrigens auch das IKRK mit seinen medizinischen Teams, die sich in erster Linie um Kriegsverwundete kümmern. «Wir haben im Südsudan von Beispielen gehört, dass militärische Konflikte aufgehört haben, dass sich die Soldaten

geweigert haben weiterzukämpfen, weil der medizinische Dienst eingestellt wurde.»

Hauser kommt ins Erzählen. Die internationale Szene in Ländern wie dem Südsudan ist klein, lebt weitgehend unter sich, man tratscht untereinander. «Es ist wie im Getto, man trifft immer die gleichen 300, 400 Leute.» Es treibt sich ein bunter Haufen von Helfern, NGO-Vertretern, Söldnern, Diplomaten, Sicherheitsdienstleistern, Businessleuten, auch dubiosen Gestalten an den gleichen Anlässen herum. «Hält man sich nach einigen Tagen im Felde, abseits jeder Zivilisation, wieder in der Hauptstadt auf, taucht man in eine Parallelwelt ein. Du kannst mitten in Afrika ausgehen und siehst keinen einzigen Schwarzen.» Nicht selten drehe sich die Konversation um die Frage, was man am nächsten Wochenende unternahme, ob die IKRK-Party besser sei als jene von Médecins sans Frontières oder welcher Inder das beste Essen im Quartier anbiete. Das sei aber weniger zynisch, als es den Anschein mache. «Man muss zwischendurch einfach mal Abstand gewinnen können.»

Üppige Sitzungsgelder

Die offizielle Schweiz engagiert sich stark in der Organisation von Konferenzen. Mit hehren Zielen: Die Konfliktparteien sollen an einen Tisch geladen werden und nach Lösungen suchen, das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) versucht dabei zu vermitteln. Normalerweise finden diese Treffen in einem Nachbarland statt, selbstverständlich in den besten Hotels *sur place*. Das wichtigste Traktandum finde allerdings im Vorfeld statt, sagt Hauser. Dann werde nämlich die Höhe der Tagespauschale für die Teilnehmer ausgehandelt. «Man zahlt die Leute, damit sie miteinander über Frieden reden.» Wenn das Angebot zu mickrig ist, weigern sie sich mitzumachen. Je nach Position würden zwischen 200 und 2000 Dollar am Tag ausbezahlt. Das sind für diese Regionen, in denen der Durchschnitt der Bevölkerung kaum hundert Dollar im Monat zur Verfügung hat, enorme Summen.

Diese Entschädigungspolitik führe zu völlig falschen Anreizen. «Die Konferenzen ziehen sich in die Länge. Die Verhandlungsparteien ziehen das komfortable Leben in den Luxushotels verständlicherweise dem Leben draussen im Busch vor.» Man habe also keinen Grund, sich zu früh zu einigen, zumal die Sitzungsgelder verlässlich flössen. Auch sonst versteht man es, sich den Aufenthalt angenehm zu verkürzen. Bei einer Friedenskonferenz im äthiopischen Addis Abeba sei der Bedarf an Prostituierten so gross gewesen, dass diese aus dem Umland herangeschafft wurden – bis die Amerikaner dem Treiben ein Ende setzten.

In der Entwicklungshilfe lassen sich Lehrbeispiele zuhauf finden, wie gutgemeinte Ak-

tionen sich ins Gegenteil verkehren. Ein Klassiker sei das Resozialisierungsprogramm für Kindersoldaten, ein Prestigeprojekt von Unicef. Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen ist populär, auch bei privaten Spendern, und verfügt entsprechend über reichliche Mittel. Mit einem breitangelegten Integrationsangebot versucht Unicef, Kindersoldaten den Rebellengruppen abzuwerben. Die Familien erhalten dafür Soforthilfepakete und Geld, die Hilfsorganisation sorgt für den Schulbesuch. Das Programm war so umfassend, dass Mütter am Ende erst recht versuchten, ihre Kinder in einer Miliz unterzubringen: Die Familien hatten ein Interesse, dass ihre minderjährigen Söhne als Kindersoldaten registriert wurden, damit sie nachher von den Unicef-Leistungen profitieren konnten.

«Ich melde sicher nicht, dass alles, was wir da unten machen, für die Katz ist.»

Werden solche Widersprüche in der Community diskutiert? «Man redet technisch darüber», sagt Hauser. «Aber es ist schwierig, sich einzugestehen, dass man eigentlich das Gegenteil von dem erreicht, was man will, dass im Extremfall ein Krieg verlängert wird, gerade wegen der humanitären Hilfe.» Aber der psychologische Selbstschutz sei stärker und manchmal auch das Eigeninteresse. «Ich melde sicher nicht, dass alles, was wir da unten machen, für die Katz ist.»

In der Politik wird die humanitäre Hilfe kaum einmal kritisch durchleuchtet. Das habe auch damit zu tun, erklärt Hauser, dass die Hilfsorganisationen in der Regel selber über den Nutzen der Entwicklungshilfe befragt würden. «Da kann man sich denken, zu welchen Ergebnissen diese Studien führen.» Ökonom Angus Deaton ortet zudem eine «alberne» Moralisierung der Debatte. «Wenn Geld von aussen in korrupte Regierungen fliesst, schafft dies Diktaturen wie jene von Robert Mugabe oder Paul Kagame, die ohne solche Hilfe nicht existieren würden.»

Die Moralfrage fällt laut Deaton deswegen auf die Verteidiger der internationalen Zusammenarbeit zurück. «Wenn diese Führer dann ihr Land plündern oder ihre Kritiker umbringen, tragen wir dafür eine Mitverantwortung.» Daniel Hauser kennt das Dilemma, aber räumt ein: «Wenn Bilder hungernder Kinder um die Welt gehen, ist es der Öffentlichkeit kaum vermittelbar, dass die Lieferung von Hilfsgütern nicht Teil der Lösung, sondern Teil des Problems ist.»

* Name der Redaktion bekannt

Beredte Funkstille

Nach dem chaotischen Brexit-Auftritt hält sich der Bundesrat in der EU-Frage auffällig bedeckt. Der Eindruck verstärkt sich, dass er bei der Zuwanderungsfrage auf eine ablehnende Haltung Brüssels hofft, um dann die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) auszuhebeln. *Von Hubert Mooser*



Nächster Termin im mongolischen Ulan-Bator: Bundesrat Schneider-Ammann (FDP).

Nach dem grossen Reden das grosse Schweigen: Als der Brexit am Freitagmorgen vor zwei Wochen zur Gewissheit wurde, legten die im EU-Dossier gemeinsam mit Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) federführenden Bundesräte Johann Schneider-Ammann (FDP) und Didier Burkhalter (ebenfalls FDP) einen unkoordinierten und chaotischen Auftritt hin. Burkhalter sprach von Chancen, die sich eröffnen, Schneider-Ammann über ein neues Modell zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), das er Brüssel präsentieren wolle. Was man mit Brüssel seither besprochen hat, wird unter dem Deckel gehalten.

Letzte Woche in der Mittwochsitzung nach dem Brexit: Zuerst drängte die amtsälteste Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) zur Manöverkritik, wie gutinformierte Kreise bestätigen. Burkhalter pries den Erfolg seiner für den Brexit eingerichteten Helpline an – man habe gegen fünfzig Anrufe erhalten. Danach war das Traktandum abgehakt. Mehr Informationen zu den laufenden Gesprächen in Brüssel lieferte weder Bundespräsident Schneider-Ammann noch die für die Umsetzung der MEI zuständige Simonetta Sommaruga. Und auch in der Sitzung von Mittwoch dieser Woche fand dazu nur eine mündliche Information statt.

Der Gesamtbundesrat sei derzeit weder über die laufenden Konsultationen in Brüssel noch

über die zwischen den Unterhändlern diskutierten Modelle zur Umsetzung der MEI informiert, betonen Insider. Die zuständige Bundesrätin mache ein grosses Geheimnis daraus. Dabei war der Chefunterhändler für EU-Fragen, Staatssekretär Jacques de Watteville, am Montag nach dem Brexit fahrplanmässig zur Fortführung der Gespräche nach Brüssel gereist und rapportierte nach Bern, Brüssel wolle die Konsultationen über die Umsetzung der MEI trotz Brexit rasch abschliessen.

Junckers Katz-und-Maus-Spiel

Dann liess das Wirtschaftsdepartement von Schneider-Ammann durchsickern, der Vorsteher werde Chefkommissar Jean-Claude Juncker am 5. Juli in Brüssel treffen – einige Tage früher, als es die offizielle Marschtabelle vorsah. Aber die EU spielt weiter Katz und Maus mit dem Schweizer Bundesrat. Kurzfristig sagte Juncker das Treffen wieder ab, und nun will Schneider-Ammann die EU-Spitze in der mongolischen Hauptstadt Ulan-Bator treffen, am Rande des 11. Asia-Europe Meeting.

Während sich der Bundesrat von den EU-Kommissaren vorführen lässt, geht die Zuwanderung ungebremst weiter. Laut dem vor wenigen Tagen durch das Staatssekretariat für Wirtschaft publizierten Situationsbericht wanderten unter dem Strich im vergangenen Jahr

71 000 Ausländer in die Schweiz ein, 47 800 davon aus EU/Efta-Ländern. Das sind fast so viele, wie die Stadt Luzern Einwohner hat.

Im Parlament schwindet die Hoffnung, dass sich der Bundesrat in der Frage der Zuwanderung mit Brüssel einigt. CVP-Präsident Gerhard Pfister glaubt nicht mehr, dass sich die EU auf ein Modell oder eine Variante festlegen wird. Die Staatspolitische Kommission werde aber die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zügig vorberaten, sagt Pfister. «Wir wollen die Vorlage in die erste Session nach der Sommerpause bringen.»

Mit der ursprünglich von Sommaruga und dem Bundesrat favorisierten Version, einer Schutzklausel inklusive Kontingenten, hat die von einer Mehrheit in der SPK angestrebte Lösung nicht mehr viel zu tun. Sie soll sich an der von alt Staatssekretär Michael Ambühl entwickelten und von den Kantonen weiter verfeinerten Schutzklausel-Variante orientieren. Diese geht in etwa so: Wenn in einer Region und in einer Branche, verglichen mit anderen Wirtschaftsräumen, die Arbeitslosigkeit stark steigt und die Löhne stark sinken, sollen Begrenzungsmaßnahmen greifen.

Kurzum: Der in der EU-Frage plan- und konzeptlose Bundesrat verstärkt den Eindruck, dass er bei der Umsetzung der MEI in Brüssel ein Nein abholen will, um dann in einer weiteren Abstimmung den Verfassungsartikel über Zuwanderung auszuhebeln. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Mobility Pricing**
Für das Gewerbe ein inakzeptabler Kostenschub
- **Initiative AHVplus**
Für viele KMU eine untragbare Zusatzbelastung
- **Landwirtschaft**
Die vielen Privilegien eines bevorzugten Standes

www.gewerbezeitung.ch

Sex im Freien

In der blauen Lagune, auf dem entlegenen Parkplatz oder zu Hause auf dem Balkon: Gelegenheit macht Liebe. Worauf man beim Outdoor-Sex achten sollte und welche Strafen dabei drohen. Von Claudia Schumacher und Anna Parini (Illustration)

Sie sind vernünftig. Wie viele Male haben Sie jemand Fremdes aus einem Jägerhochsitz verjagt, weil Sie selbst gerne die Aussicht geniessen wollten? Haben Sie schon einmal beim Schwimmen im Meer die Nähe engumschlungener, knutschender Pärchen gesucht, um sie in eine Plauderei über das Hotelessen zu verwickeln? Wie oft haben Sie an einem Parkplatz in fremde Autos gestiert und dann wild entschlossen angeklopft, weil Ihnen nicht passte, was die Besitzer darin trieben? Noch nie?

Eben, Sie haben ja auch alle Tassen im Schrank. Wer in unserer wunderbar zivilisierten und liberalen Gesellschaft nicht gestört werden will, der wird das in der Regel auch nicht. Somit ist es nur vernünftig, wenn Sie draussen in der blühenden Natur auch keine Gelegenheit für guten Sex verstreichen lassen. Es sei denn, Sie lassen sich dummerweise doch erwischen. Dann können Peitschenhiebe und bis zu zwanzig Jahre Haft winken. Aber dazu später.

Wo – und wie

Wodka, Pfirsich, Cranberry, Ananas und Orange – «Sex on the Beach» heisst der süsse, fruchtige Klassiker unter den Sommercocktails. Und nicht umsonst wurden in der Antike mit Aphrodite und Venus gleich zwei Liebesgöttinnen im Meer geboren. Wer hat am Strand im Süden, bei Meeresrauschen und Sonnenschein, nicht auch schon einmal seine knapp bekleidete bessere Hälfte oder den jungen Animator angeschaut und sich was ausgemalt?

Wenn Ihr Objekt der Begierde glücklicherweise auch will, kommt es jetzt darauf an, ob es Tag oder Nacht ist. Tag: Schwimmen Sie zu zweit ein Stück weit ins Meer bis zu einer Stelle, wo der Herr gerade noch gut stehen kann. Nun empfiehlt sich eine Stellung, die als «dirty mermaid» bezeichnet wird, technisch betrachtet aber eher ein Klammeraffe ist: Frau umschlingt Mann mit Armen und Beinen, er hält sie – der Rest findet sich. Gehören Sie zu den Leisestöhnern, werden sich die Mitbadenden nichts weiter bei Ihrem Anblick denken. Dass Salzwasser eine verhütende Wirkung hätte, ist übrigens ein Märchen, und Kondome funktionieren auch nicht unter Wasser – denken Sie vorher an diesen Teil des Vergnügens.

Nachts müssen Sie für Sex am Strand nicht unbedingt ins Meer hinein, wenn Sie andernorts ein gutes Plätzchen finden. Sie sind eventuell alleine, und wenn nicht, ist die Sicht

wegen der Dunkelheit zumindest eingeschränkt. Für die Dame ist das Tragen von Rock oder Kleid ratsam. Auch in Aktion kann man sich damit noch ein wenig bedeckt halten. Funktioniert übrigens so weit alles ebenso gut am heimischen Badesee. Auch ein Wasserfall mag reizvolle Fantasien evozieren, aber hier sind Sie in der Regel ziemlich exponiert. Das Gleiche gilt für Wanderpfade. Auch wenn Sie glauben, im Vorteil zu sein, weil Sie spähen und andere im Fall zuerst sehen: Wenn Sie die anderen sehen können, sehen die Sie auch. Besser gleich ab ins Dickicht.

Weitere Orte, die sich für die Liebe im Freien anbieten: Boote, Hochsitze, Kornfelder. Oder das eigene Auto, nach Möglichkeit auf einem eher entlegenen Parkplatz. Ein naheliegender

Die Gefahr von Grasflecken und Schürfwunden ist beim Hündchen verhältnismässig klein.

und praktischer Ort für ein Frischluft-Abenteuer ist der eigene Garten oder Balkon. Die Grillgäste sind gegangen – und Sie sind so angenehm beschwipst und guter Laune? Nur nicht vergessen: Was Sie da jetzt gleich machen, will absolut kein Kind sehen. Sollten Sie also eines haben, gewährleisten Sie zuerst, dass es nichts mitbekommt.

Eine von zahlreichen Sexperten empfohlene Stellung für die spontane Outdoor-Paarung: das Hündchen. Der Kontakt zum Boden ist hier gering, die Gefahr von Grasflecken und Schürfwunden verhältnismässig klein. Gleichzeitig bleibt man in Bodennähe und ist somit blickgeschützt. Wenn Sie ganz sicher sein können, dass niemand vorbeikommt, ist der Akt im Stehen natürlich die eleganteste Lösung. Auch für nicht so sportliche Naturen wird der Stand-Sex unter Zuhilfenahme eines Baumes absolut machbar.

Wer die Weitsicht an den Tag gelegt hat, eine Picknickdecke (idealerweise unten alubeschichtet) mitzunehmen, muss sich bei derstellungsfrage die wenigsten Gedanken mit Blick auf Dreck und Ungeziefer machen. Allerdings bringt man hier – eventuell für den anderen ersichtlich – ein planerisches Element ein und verschenkt damit das Beste: das grosse Kompliment an den Partner, das nur die Spontanität erlaubt. Was ist netter, als dem anderen das Gefühl zu geben, aus dem Moment heraus so unwiderstehlich zu sein, dass man

nicht mehr warten kann, bis man im Haus ist? Gerade in langjährigen Beziehungen ist das ein Statement. Glaubwürdig und damit schmeichelhaft wirkt es aber nur, wenn man sich vorher nicht eh schon als Triebmensch verdächtig gemacht hat, der den ganzen Tag dem jungen Fleisch hinterhergiert und am Ende halt notgedrungen abgreift, was neben ihm ist. Auch wenn Sie Ihre eigene Ehrlichkeit schätzen: Mit der Tour kommen Sie ohnehin nicht weit. Der Mensch will gezielt begehrt werden – besser gespielt als gar nicht.

Handykameras: Vorsicht!

Gehören Sie zu denen, welche gerade die Gefahr reizt, erwischt zu werden? Dann erweitert sich Ihr Terrain, auch semi-versteckte Parkbänke sind plötzlich eine ernstzunehmende Option. Aber passen Sie auf. Der Boulevard schläft nicht. Erst vor kurzem wurde ein Pärchen in einem New Yorker Park bei so etwas wie Sex von einem Passanten mit der Handykamera gefilmt. Das Tape können die zwei Ertappten jetzt online bei der britischen Boulevardzeitung *Daily Star* ansehen – ebenso wie alle anderen Menschen mit einem Internetzugang. Der Park macht daher nur Sinn, wenn Sie richtig exhibitionistisch veranlagt sind. So wie das kopulierende Pärchen in der Berner Fussgängerzone vor einigen Wochen, das natürlich ebenfalls gefilmt wurde. Der Mann gehörte einer Black-Metal-Band an. Letztlich geriet das Sex-Tape für ihn und seine Band zum PR-Gag. Positiv kann so etwas aber nur für Menschen im Showgeschäft verlaufen, prominenteste Sex-Tape-Stars: Kim Kardashian, Paris Hilton. Für Herrn und Frau Lehrer ist ein PR-Stunt dieser Art eher wenig karriereförderlich.

Was das Gesetz zu Outdoor-Sex sagt? Das kommt auf das jeweilige Land an. Explizit erwünscht ist er weder hier noch dort, in einigen europäischen Ländern wird er aber weitgehend toleriert. In der Schweiz steht nirgendwo geschrieben, dass man nicht nackt sein dürfte. Man darf ja auch nackt wandern – solange man sich dabei nicht etwa des «grob unanständigen Benehmens» verdächtig macht wie der Nacktwanderer in Appenzell-Innerrhoden, der 2011 in die Geschichte einging, weil er als Erster dafür eine Busse bekam. Er war an einer Feuerstelle vorbeigewandert, wo Eltern mit Kleinkindern sassen, und ging auch einem christlich geführten Rehabilitationszentrum nicht aus dem Weg. Eine Passantin zeigte ihn an.



Besser gleich ab ins Dickicht.

Grundsätzlich ist öffentliches Nacktsein nicht verboten – ebensowenig wie Sex im Freien. Wird man jedoch von jemandem erwischt, der sich darüber empört, kann dieser Anzeige erstatten. Neben kantonalen Regelungen für schlechtes Benehmen kommen dann als mögliche Straftatbestände «Exhibitionismus» und «sexuelle Belästigung» hinzu. Es handelt sich hierbei um sogenannte Antragsdelikte: Gibt es keinen Kläger, dann gibt es auch keinen Richter. Wenn doch, kommt es schlimmstenfalls zu einer Busse.

Der Sonderfall, der die Angelegenheit aber in der Schweiz ebenso wie in anderen Ländern

Frau umschlingt Mann mit Armen und Beinen, er hält sie – der Rest findet sich.

plötzlich ernster werden lässt, ist die Anwesenheit von Kindern (hierzulande bis sechzehn Jahre!). Dann nämlich kann das harmlose Erwischtwerden unter den Straftatbestand der «sexuellen Handlung mit Kindern» fallen – dazu reicht es, wenn das anwesende Kind sich vom Anblick gestört fühlt und das so der Polizei erzählt. Eine Geldstrafe ist dann möglich, eine Haftstrafe aber auch. Drum, zu jeder Tages- und Nachtzeit: Spielplätze für Outdoor-Sex meiden, egal, wie sehr die Schaukel lockt.

Vorsicht in Malaysia

In Deutschland fällt Sex im Freien unter «Erregung öffentlichen Ärgernisses». Die Höchststrafe dafür sind zwölf Jahre Haft – feiert man aber keine Orgien zur *rush hour* auf einer Verkehrsinsel, kommt man glimpflich davon.

An europäischen Reisezielen, die viele Strände und damit ein grösseres Problem mit *sex on the beach* haben, sind die zu erwartenden Geldsummen jedoch mitunter ein ganz schöner Spielverderber: In Spanien kann der Spass bis zu 75 000 Euro kosten. In Italien hingegen, wo Botticelli einst «Die Geburt der Venus» aus dem Meer malte, nimmt man es lockerer: Dort ist mit Bussen von um die 300 Euro zu rechnen. In Dänemark sind bis zu vier Jahre Haft drin, in Rumänien sieben.

Wer sich als Ausländer in Thailand erwischen lässt, dem droht die Abschiebung und ein Verbot der Wiedereinreise. Erwartungsgemäss geht es in muslimischen Ländern besonders streng zu: In Dubai sind bereits öffentliche Umarmungen, Streicheleien und Küsse ein Straftatbestand, in Malaysia drohen für Sex im Freien die Prügelstrafe und bis zu zwanzig Jahre Haft. Noch härter wird an vielen Orten homosexueller Sex geahndet. Nicht nur in Malaysia, auch zum Beispiel auf Jamaika ist er grundsätzlich illegal.

In diesem Licht erscheinen Ferien auf Balkonien doch gleich attraktiver: Nirgendwo ist der Sex so frei wie in der Schweiz. ○

Chronisches Justizversagen

Zwölf Jahre brauchte die Bundesanwaltschaft, um Finanz-Guru Dieter Behring vor Gericht zu bringen. Doch im grössten Betrugsprozess der Schweiz sind die Jäger längst die Gejagten. Haben sie den Richtigen angeklagt? Chronik eines juristischen Albtraums. *Von Alex Baur und Jacqueline Haener (Bild)*

Hell und rein strahlt die Fassade des Tribunale penale federale, des höchsten Strafgerichts der Schweiz. Eingebettet zwischen den Burgen und Felsen von Bellinzona, vermittelt der klassizistische Monumentalbau ein Gefühl von Sicherheit und Beständigkeit. Der lichtdurchflutete Hauptsaal mit seinen kühn aufstrebenden Kuppeln gemahnt an eine Kathedrale, die dem Rechtsuchenden Ehrfurcht und Demut abverlangt, ihm stets vor Augen halten will: Hier geht es nicht um blutleere Juristerei, sondern um etwas viel Grösseres und Mächtigeres wie Rechtsfrieden, Gerechtigkeit.

Welch ein Kontrast zum Trauerspiel, das in den vergangenen fünf Wochen in diesen heiligen Hallen vor zusehends leeren Zuschauerhängen gegeben wurde. Dabei ging es immerhin um den wohl grössten Betrugsfall, den die Schweiz je erlebt hat und der 2004 mit einem kolossalen Knall endete. Gegen 2000 Anleger sollen rund eine Milliarde Franken verloren haben. Von einem Schneeballsystem ist die Rede, einem tolldreisten Wahngewinn, das die Millionen zielsicher vernichtete, statt sie zu mehren. Doch wer in Bellinzona ein Drama von shakespeareschen Dimensionen erwartet hatte, ging fehl. Gestritten wurde um Verfahrensfragen, Paragrafen und Fussnoten – Juristenfutter in barocker Fülle, das den Blick auf das Wesentliche vermüllte und jede Hoffnung auf Klärung vollends erstickte.

Wie ein Alchemist, nur moderner

Von Gerechtigkeit redet in diesem Verfahren schon lange keiner mehr. Zwölf Jahre brauchte die Bundesanwaltschaft, um einen angeblichen Schuldigen vor die Schranken zu bringen: Dieter Behring, geboren 1955, Bürger von Trimbach SO, gelernter Chemielaborant. Er allein ist übriggeblieben in diesem Monsterverfahren, das sich ursprünglich gegen zehn Verdächtige richtete und – je nach Berechnung, so genau weiss es keiner – vier bis sechs Millionen Aktenseiten generierte. Legionen von Justizbeamten und Anwälten haben sich schon an diesem Papiermoloach abgerackert, einige verdienen ganz gut dabei, etliche wurden von ihm verschlungen und wieder ausgespuckt.

Gemäss Anklage soll Dieter Behring zwischen September 1998 und Oktober 2004 die Anleger mit märchenhaften Gewinnversprechungen angelockt haben. Doch die versprochenen Investitionen, so der Vorwurf, wurden kaum je getätigt. Stattdessen hat man die frischen Gelder verwendet, um alte Verbindlich-

keiten zu decken; einen dreistelligen Millionenbetrag soll Behring gemäss Anklage für sich selber und für die Provisionen seiner Zuträger abgezweigt haben. Ebenso hohe Summen versickerten unauffindbar irgendwo in einem Labyrinth von karibischen Offshore-Firmen. Das klassische Schneeballsystem eben: Schulden werden mit neuen Schulden gedeckt, bis es knallt. Was Regierungen ungestraft praktizieren, wird zum Verbrechen, wenn Private es tun.

Der zwei Meter grosse und massige Hüne Dieter Behring ist eine imposante und wortmächtige Erscheinung. Trotzdem strapaziert es die Vorstellungskraft: Wie ist es nur möglich, dass dieser Chemielaborant aus Trimbach im Alleingang die ganze Fachwelt genarrt haben soll? Wie fliegen den Honigtopf umschwirrt sie ihn damals, als das vermeintliche Finanzgenie Behring in seinem dreissig Millionen Franken teuren Palast an der Basler Petersgasse residierte: gestandene Banker, Wirtschaftsanwälte, Finanzspezialisten, professionelle Anlageberater und – ja, auch das – namhafte Politiker wie die zwei heutigen SP-Ständeräte Anita Fetz (BS) und Roberto Zanetti (SO). Nach dem Crash fühlen sie sich alle als Opfer, wollen nie etwas Böses geahnt haben. Das stinkt natürlich zum Himmel. Wie soll ein Einzelner ohne jede Hilfe eine Milliarde zum Verschwinden bringen? In der 84 Seiten dicken Anklageschrift, die mit ihren 694 Fussnoten mehr verwirrt als aufdeckt, findet sich die Erklärung jedenfalls nicht.

Zugegeben, «Chemielaborant» wird der Persönlichkeit von Dieter Behring nicht ganz gerecht. Berufsbegleitend legte er die Matura ab, dann entwickelte er sich weiter zum Werbeassistenten und Fotografen, er belegte Rhetorikkurse, nicht zu vergessen die zwei Überlebenstrainings in Lappland, die sein Curriculum Vitae zieren. Dann die Computer. Bereits als Teenager, während in Woodstock Jimmi Hendrix und Joan Baez das neue Zeitalter des Wassermanns beschworen, bastelte er seinen ersten Rechner. Die künstliche Intelligenz, die der menschlichen unendlich überlegen sei, hält ihn seither in Bann: Wozu sollte sich der Mensch physisch abrackern, wo doch alles viel leichter ginge?

Und vor allem eine Idee faszinierte Behring: Wenn es nur gelänge, die Arithmetik zu erfassen, die geheime Formel, welche die Börsenkurse in die Höhe treibt und wieder fallen lässt, den Stein der Weisen – die Welt läge ihm zu Füssen. Das ist die Obsession, die Dieter Behring seit Jahrzehnten umtreibt. Seine Ehefrau Ruth steht

ihm seit über vierzig Jahren treu zur Seite und hält ihm den Rücken frei. Bildhaft, mal unter Tränen, mal mit dem milden Lächeln der liebenden Gattin, erzählt sie, wie ihr Dieter die Wohnung zu ihrem Leidwesen mit Computern verstellte und nächtelang über seinen geheimen Programmen brütete. Wie ein Alchemist, der Stein in Gold verwandelt, nur viel moderner.

Hoffnungsträger in Schwarz

Hier findet sich denn auch der Schlüssel zum «System Behring»: Der Tüftler soll, so las man damals selbst in seriösen Zeitungen, mittels genialer Computerprogramme nichts weniger als den «genetischen Code» des Börsenganges geknackt haben. Darauf schwört Behring heute noch. Und damals, Ende der 1990er Jahre, als die Aktienkurse astronomische Sphären erreichten, fielen seine Visionen auf fruchtbaren Boden. Das änderte sich nicht, als um die Jahrtausendwende mit der Dotcom-Blase auch der Traum des immerwährenden Börsen-Nirwana platzte. Im Gegenteil. Dieter Behring, der sich gerne in wallende schwarze Gewänder kleidete, wurde nun erst recht zum Hoffnungsträger. Als Finanzguru tingelte er durch die halbe Welt, füllte Säle und Konferenzräume mit Jüngern, die seine Botschaft vom leichten Geld begierig aufsoßen.

Die zahllosen Auftritte, bei denen Börsenprophet Behring sein todsicheres Geldvermehrungssystem propagierte, sind in der Anklageschrift der Bundesanwaltschaft detailliert aufgelistet. Dagegen findet sich kaum etwas Greifbares über die Finanzströme. Dabei läge doch genau hier der Knackpunkt. Dieter Behring nahm nämlich nie Anlagegelder entgegen. Dafür waren zahlreiche Akquisiteure zuständig, die sich ihren Einsatz gleich selber mit fetten Provisionen vergoldeten. Behring verwaltete auch das Geld nicht. Das besorgten Anwälte, Buchhalter und Banker, die sich ebenfalls reichlich bedienten.

Dieter Behring verstand sich lediglich als der «Impulsgeber», als geistiges Oberhaupt, das den Takt in grossen Zügen vorgab. Das Ganze funktionierte nach dem Franchising-Prinzip. Die Zuträger arbeiteten relativ autonom, der Guru vergab lediglich die Lizenz zur Geldvermehrung. Und dafür kassiert auch er, das versteht sich, Gebühren, dem Umsatz entsprechend gemäss Ankläger rund 150 Millionen Franken.

Verwaltet wurden die Gelder hauptsächlich über die Moore-Park-Gruppe mit Sitz auf den



Etwas viel Grösseres und Mächtigeres: Ehepaar Ruth und Dieter Behring mit den Anwälten Daniel Walder (l.) und Bruno Steiner in Bellinzona.

Bahamas. Die Kardinalfrage ist demnach: Wer hatte in diesem komplexen Firmengeflecht das Kommando? Dieses Rätsel ist selbst nach zwölfjähriger Ermittlung nicht gelöst. Fest steht, dass das «System Moore Park» viele Väter hatte. Da wäre zum Beispiel der Basler Wirtschaftsanwalt Peter Weibel, der das System aufbaute und heute zurückgezogen in einer Luxusvilla im Elsass lebt. Oder der inzwischen verstorbene Genfer Banker Raymond Pousaz, der zeitweise auf den Bahamas hauste, um die Moore Park zu betreuen.

Die Liste der Mitwisser und Profiteure, die in Finanzfragen zweifellos eine solidere Grundlage hatten als der Chemielaborant und Alchemist Dieter Behring, ist lang. Zu erwähnen wäre da etwa der Vermögensverwalter Willy Wüthrich, als ehemaliger Swissair-Finanzchef ein Spezialist für schwierige Geschäfte. Auch er war damals mit Kind und Kegel in die Karibik gezügelt, um näher beim Geld zu sein. Sicher kein Laie war sodann der Jurist und diplomierte Wirtschaftsprüfer Arthur Buck, der die Geschäfte in Basel überwachte. Doch sie alle und viele mehr, die das «System Behring» – oder war es doch eher ein «System Moore Park»? – aufgebaut und betrieben hatten, man sucht sie vergeblich auf der Anklagebank. Sie sind vielmehr Zeugen der Anklage. Und das ist doch erstaunlich.

Überraschung unter der Dusche

Immerhin war es Dieter Behring selber, der 2004 Strafanzeige gegen Unbekannt erstattete. Mag sein, dass er damit den andern zuvorkam. Doch für die Bundesanwaltschaft stand der Hauptschuldige von Anfang an fest: Dieter Behring. Er kam als Einziger in Untersuchungshaft, vorerst für ein halbes Jahr. Dass alle anderen fortan Behring und nur Behring belasteten, ist menschlich: Sie hätten sich ansonsten selber belasten müssen. Wer geht schon freiwillig ins Gefängnis. Anders als Behring in seiner Zelle hatten sie zudem alle Freiheit, sich abzusprechen und Dokumente aus der Welt zu schaffen. Und siehe da: In den Aktenbergen der Bundesanwaltschaft klaffen riesige Lücken, die eine saubere Rekonstruktion der Finanzströme verunmöglichen.

Offensichtlich erhoffte sich die Bundesanwaltschaft schon damals von der Fokussierung auf Dieter Behring einen schnellen Erfolg. Wenn sich alle Aussagen gegen einen richten, fällt das Urteilen bedeutend leichter. Anders als viele der Mitverdächtigen lebte Behring in der Schweiz. Er hatte auch kein Geld für teure Anwälte. Und schliesslich stand der schillernde Finanzguru in den Medien längst als Haupttäter fest. Die Frage, ob er das auch war, blendete man unter diesen Umständen gerne aus.

Die Bundesermittler standen unter Erfolgsdruck. Im Januar 2002 war die sogenannte Effizienzvorlage in Kraft getreten, die ihnen neue Kompetenzen zugeschanzt und den Apparat

mächtig aufgebläht hatte. Doch die Erfolge liessen auf sich warten. Behring bot dem bis dahin glücklosen Bundesanwalt Valentin Roschacher, so schien es, eine einmalige Chance, die Effizienz seiner Truppe zu demonstrieren. Das Experiment ging gründlich in die Hosen.

Wie verzweifelt die Bundesermittler gewesen sein müssen, zeigt die zweite Verhaftung von Dieter Behring im März 2007. Anlass dazu gab eine Wahrsagerin aus Neapel, die von Millionenbeträgen fabuliert hatte, welche der gestrauchelte Guru in einem Garten verbuddelt haben soll. Monatelang bespitzelten die Bundesermittler das Ehepaar Behring mit ihrem Hightech-Arsenal, bis eines schönen Morgens



Glück- und erfolglos: Bundesanwalt Roschacher.



«Fokussierungsstrategie»: Bundesanwalt Lauber.

ein schwerbewaffnetes Kommando der Eliteeinheit Tigris den splitter nackten Dieter Behring unter der Dusche überraschte. Vergeblich. Die Millionen blieben verschwunden. Sie wurden wohl am falschen Ort gesucht. Anders als seine illustren Kumpane, die ihr Geld auf fernen Inseln bunkerten, hatte Behring seinen Anteil leicht greifbar in Prunkbauten, Wein- und Uhrensammlungen angelegt.

Acht Jahre nach dem Moore-Park-Crash, am 27. Juni 2012, kündigte die Bundesanwaltschaft im Bundesblatt die Anklageerhebung gegen Dieter Behring und neun Mitverdächtige an, mit einer detaillierten Auflistung der Delikte. Immerhin. Die Parteien bekamen damit eine letzte Gelegenheit, Beweisanträge zu stellen.

Dabei handelt es sich um eine eher formelle Pflichtübung. Die pfannenfertigen Anklagen dürften zu jenem Zeitpunkt längst vorgelegen haben. Doch nur drei Monate später vermeldete die NZZ eine sensationelle Wende: Bundesanwalt Michael Lauber hatte die Verfahrensleitung ausgewechselt – und die Einstellung der Strafuntersuchung gegen neun Mitangeklagte verfügt. Als einziger Tatverdächtiger blieb Dieter Behring übrig.

Kahlschlag und Beschleunigungsgebot

Wie ist so etwas möglich? Wie können sich neun Anklagen in einem Milliarden-Betrugsfall über Nacht in Luft auflösen? Bundesanwalt Lauber – er ist der Dritte, der sich mit dem Fall herumschlägt – rechtfertigt den Kahlschlag mit dem Beschleunigungsgebot. Will heissen: Es gibt zwar keinerlei neuen Erkenntnisse, die den Fall auf den Kopf gestellt hätten, man erhofft sich einfach eine schnellere Erledigung, wenn man das ganze Gewicht der Anklage auf Behring verlagert.

Laubers Vorgehen mag pragmatisch erscheinen, aber nur auf den ersten Blick. Zum einen wäre da ein rechtliches Problem. Anders als in Amerika gibt es in der Schweiz keine Kronzeugenregelung, die solches erlaubt. Ob ein Mitäter mit einem Straferlass belohnt wird, wenn er den mutmasslichen Haupttäter belastet, das entscheidet hierzulande kein Staatsanwalt, sondern höchstens ein Richter. Denn es ist durchaus möglich, dass der vermeintliche Mitläufer in Wirklichkeit der Haupttäter ist, welcher als Kronzeuge die Schuld auf einen anderen abschiebt. Irgendeinen Schuldigen zu opfern, der für die Sünden aller bezahlen soll, ist hierzulande verpönt; man möchte den oder die wirklich Schuldigen überführen. Da hilft es auch nicht weiter, wenn Bundesanwalt Lauber seine «Fokussierungsstrategie» als «rechtsfortbildendes Vorgehen» verbrämt. Gesetze macht hierzulande der Gesetzgeber.

Das sind rechtstheoretische Fragen, welche die breite Öffentlichkeit kaum interessieren. Um den Rechtsstaat kümmern sich die meisten Leser erst, wenn sie sich selber in seinen Fängen verstricken. Darauf konnte Lauber zählen, als er den lästigen Ladenhüter mit der Brechstange lösen wollte. Klar ist allerdings: Zu einer Beschleunigung des Verfahrens führte das nicht. Immerhin lagen 2012 pfannenfertige Anklagen vor, die man nur noch ans Gericht hätte senden müssen. Nun mussten die Vorwürfe neu formuliert und, von Hinweisen auf Mittäter gereinigt, ganze Aktenberge neu geordnet und gedeutet werden. Das kostete drei weitere Jahre in einem Verfahren, das bereits seit acht Jahren dahinsiechte.

Der verfahrenleitende Staatsanwalt Tobias Kauer schob in den vergangenen Wochen vor Gericht in Bellinzona die Verantwortung für die Verschleppung dem Angeklagten zu. 58 verfahrenstechnische Beschwerden und Eingaben



Zeremonienmeister des leichten Geldes: Computer-Tüftler Behring, 2004.

von Behring, die zu neunzig Prozent abgewiesen wurden, haben gemäss der Rechnung des Anklägers zu einer Verzögerung von fünfzehn Jahren geführt. Was Kauer nicht sagte: Die meisten dieser Eingaben erfolgten nach 2012, als die Bundesanwaltschaft die Brechstange angesetzt hatte. Zu einem guten Teil ging es dabei um Fragen der Verteidigung.

Feldzug gegen die Bundesanwaltschaft

In den ersten sechs Jahren wurde Dieter Behring vom Zürcher Anwalt Markus Raess vertreten, was problemlos funktionierte, bis dieser das Mandat aus gesundheitlichen Gründen niederlegte. Behring wollte zu Rechtsanwalt Bruno Steiner wechseln, der bis dahin seine Ehefrau vertreten hatte und den Fall bestens kannte. Ein vernünftiger Entscheid. Solche Doppelmandate können zwar verfänglich sein, im konkreten Fall jedoch waren die Bedenken abstrakter Natur, da es zwischen den Eheleuten kaum Konflikte gab und das Verfahren gegen Ruth Behring ohnehin vor der Einstellung stand. Trotzdem wehrte sich die Bundesanwaltschaft mit Händen und Füssen gegen Steiner und stellte Behring gegen seinen Willen einen Zwangsverteidiger zur Seite.

Warum die Behörde Bruno Steiner unter keinen Umständen mit an Bord haben wollte, ist offensichtlich. Der Zürcher Advokat Steiner – als ehemaliger Staatsanwalt und Richter ein intimer Kenner der Strafjustiz mit all ihren

Schwächen – gilt als aufsässig und pingelig. Erwartungsgemäss wehrte er sich mit allen Mitteln gegen Laubers «Begünstigungsstrategie». Steiner liess nichts aus, um seinen Ruf als Richterschreck zu zementieren, er bombardierte die Behörden nachgerade mit ätzenden Beschwerden und Begehren. In Bellinzona krönte der Widerspenstige seinen Feldzug gegen die Bundesanwaltschaft mit einer Strafanzeige wegen Falschaussage und Begünstigung im Zusammenhang mit den neun verschwundenen Anklagen, selbstverständlich gegen den Chef Michael Lauber höchstpersönlich.

Nun gibt es keine Gleichheit im Unrecht. Wenn die Bundesermittler allfällige Mittäter vorsätzlich laufen liessen, Akten manipulierten und Anklagen zum Verschwinden brachten, machten sie sich vielleicht selber strafbar. Doch das befreit Dieter Behring noch lange nicht von Schuld und Strafe. Die Frage bleibt: War der grosse Alchemist und Zeremonienmeister des leichten Geldes tatsächlich der Mann, der im Moore-Park-System das Sagen hatte? Oder war Dieter Behring bloss ein nützlicher Idiot, ein grelles Aushängeschild, hinter dem sich ein Netzwerk von Kriminellen versteckte, die aus dem Hinterhalt die Strippen zogen? Hat man sein Wundersystem vielleicht gar vorschnell disqualifiziert?

Dieter Behring liess vor den Schranken in Bellinzona keine Zweifel durchblicken: «Ich konnte es früher, und ich kann es heute noch.» Sein

Börsensystem, davon ist der Mann felsenfest überzeugt, funktioniert. Es sei eine Frage der Wahrscheinlichkeit, des Risk-Managements, reine Mathematik. Seine computergestützten Prognosen basierten nicht auf historischen Erfahrungen, die immer täuschen könnten, sondern auf «synthetischen Daten». Und diese lügten nicht.

Jedem, der es sehen will, zeigt Dieter Behring gerne die Diagramme von Kursschwankungen an der Börse, die sich mit seinen Prognosen deckten. Erst Anfang Jahr hat er einen Versuch gestartet und, so versichert er, einen Gewinn von 27 Prozent erzielt. Nun kann kein Mensch überprüfen, wann diese Prognosen entstanden sind, wie viele davon sich tatsächlich mit der Realität deckten oder ob allenfalls einfach ausgeschlossen wurde, was nicht ins Bild passte.

Kommt dazu, dass Behring natürlich nicht all seine Geschäftsgeheimnisse offenlegen kann; sonst könnte jeder seine Lizenz zur Geldvermehrung kopieren, das muss man verstehen. Allerdings wurde das System Behring auch nie wissenschaftlich untersucht. Es hätte dem Prozess sicher nicht geschadet, wenn man es getan hätte, statt sich auf den Kleinkrieg mit der Verteidigung einzulassen.

«Mag sein, dass der Angeklagte selber an sein System glaubte», sagte Staatsanwalt Tobias Kauer in seinem Schlussplädoyer. Ohne Absicht lieferte er damit der Verteidigung ihr bestes Argument. Angenommen, Dieter Behring glaubt wirklich an sein System – dann hätte er höchstens sich selber betrogen. Doch Selbstbetrug ist nicht strafbar, ansonsten man wohl die meisten Menschen einsperren müsste. Die Frage lautet vielmehr: Ist es ein Verbrechen, wenn einer seinen Mitmenschen einen Mumpitz andreht, an den er selber glaubt? Und wie steht es eigentlich mit der Eigenverantwortung jener, die in ihrer Gier nach dem leichten Geld diesen Mumpitz noch so gerne glaubten und sich zu eigen machten?

Wir dürfen das Urteil des Gerichtes, das am 30. September eröffnet werden soll, nicht vorwegnehmen. Was an der öffentlichen Verhandlung in Bellinzona ans Licht kam, ist nicht mehr als die Spitze, welche die Konturen des sprichwörtlichen Eisbergs bloss erahnen lässt. Vielleicht werden die Richter neue Erkenntnisse aus dem Aktenmonster herausdestillieren und zu einem klärenden Schluss gelangen. Eines ist aber heute schon klar: Gerechtfertigt kann ein Gerichtsurteil, das zwölf Jahre auf sich warten lässt, nicht sein.

Mehr als Schadensbegrenzung darf man vom Gericht nicht erwarten. Zu vieles ist in diesem Fall von allem Anfang an schiefgelaufen – zu schief, als dass man es nachträglich hätte heilen können. Das «System Bundesanwaltschaft» erinnert fatal an das «System Moore Park»: Permanent wurden neue Löcher aufgerissen, um alte Löcher zu stopfen. Eine Bankrotterklärung der Justiz in Raten. ○



Der Ausgabenimpuls soll aktiviert werden.

Im grossen Stil

Der Ruf nach stärkeren staatlichen Investitionsprogrammen wird lauter, nachdem die Geldpolitik immer kraftloser geworden ist. Das bedeutet neue Staatsschulden.

Von Beat Gygi

Vergangene Woche hat der Internationale Währungsfonds (IWF) Deutschland wieder einmal auf die Finger geklopft und daran erinnert, dass der Staat mehr tun sollte, um die Wirtschaft und Europa voranzubringen. Die IWF-Experten rieten der deutschen Regierung, ihre finanzpolitischen Spielräume zu nutzen und möglichst viel Geld in qualitativ hochstehende staatliche Investitionen zu leiten.

Neu ist diese Ermahnung nicht, aber sie ist doch auffällig, weil sie unterschiedlichen Interessengruppen gleichermassen aus dem Herzen spricht. Es kommen darin zwei Argumentationslinien zusammen, die nicht von den gleichen Überlegungen herkommen, aber etwa das Gleiche fordern und zusammen nun erheblich an Lautstärke gewinnen können.

Die einen argumentieren so: Wenn die Zinsen bei null sind, dann ist das Schuldenmachen ja ebenfalls billig. In dieser einmaligen Situation muss man nun unbedingt grosse öffentliche Investitionsprojekte auf den Weg bringen, die schon lange nötig sind, so billig ist das später nicht mehr zu haben. Oder anders ausgedrückt: Wenn es Brei regnet, muss man die Löffel aus dem Fenster halten.

Die andere Gruppe sieht es wie folgt: Der Staat muss nun in grossem Stil neue Instrumente einsetzen, um die Wirtschaft zu steu-

ern, weil die alten abgenutzt sind. Die Notenbanken haben bisher fast die ganze Steuerung übernommen, sie haben nach 2008 die Zinsen gesenkt und auf null gedrückt, anschliessend haben sie enorm viel billiges Geld in die Wirtschaft gepumpt – aber was tun die Leute damit? Fast nichts, Firmen unternehmen zu wenig, deshalb muss nun der Staat direkt einspringen und mit der grossen Kelle anrichten. Die öffentliche Hand muss selber stark investieren und den Karren vorwärtsziehen, sonst macht es niemand.

Lieber Handschaltung als Automat

Beide Gruppen verfolgen ähnliche Ziele, aber die erste macht den Eindruck, sie denke unternehmerisch und lasse sich von nüchternen Investitionsüberlegungen leiten – wie dies beispielsweise der frühere CS- und UBS-Chef Oswald Grübel schon 2015 zum Ausdruck brachte, als er die niedrigen Kapitalkosten für

Blackrock: Düstere Aussichten, wenn es jetzt keine finanzpolitische Spritze gebe.

den Staat als einmalige Chance zum Realisieren von Investitionen in Infrastruktur darstellte. Die zweite Gruppe dagegen macht eher den Anschein, dass sie im Maschinenraum der Wirtschafts- und Finanzpolitik arbeite und

lebe und erpicht darauf sei, die Steuerung des Systems irgendwie in der Hand zu behalten. Wenn der eine Hebel nicht mehr funktioniert, muss man sogleich schauen, ob man an einer anderen Stange ziehen könnte, damit sich in der Maschine wenigstens irgendeine Reaktion auslösen lässt.

Die IWF-Experten und ihr Deutschland-Bericht passen in dieses zweite Bild. Anders ausgedrückt: Sie fahren lieber Autos mit Handschaltung als solche mit Automatik. Im Rahmen ihrer Überwachung führen sie jährlich Konsultationsgespräche mit den Regierungen der Mitgliedsländer über Wechselkurse, Finanz- und Geldpolitik, über Zahlungsbilanz, Auswirkungen auf andere Länder sowie über Sozialpolitik, Arbeits- und Finanzmärkte. Christine Lagarde, IWF-Chefin und in der französischen Lenkungsstradition aufgewachsen, hat schon früher kritisiert, Deutschland halte seine Löhne zu niedrig und exportiere zu viel, sei also zu stark für die Handels- und Währungspartner.

In diesem Ton geht es auch im jüngsten Bericht weiter: Deutschland soll als Staat mehr investieren als bisher und so einen Teil seiner Wirtschaftskraft im Stil einer Lokomotive auf die anderen EU-Länder übertragen.

Mit Maschinenraum-Argumenten meldete sich kürzlich auch Larry Fink zu Wort, der Chef und Präsident von Blackrock, dem weltweit grössten Asset-Manager. Er sagte, Regie-

rungen müssten die Wirtschaft durch Staatsausgaben und ähnliche finanzpolitische Impulse auf Trab bringen, gerade auch in den USA. Wie es auch von anderen Investoren zu hören ist, kritisiert Fink, dass man sich nun allzu lange auf die Geldpolitik verlassen habe, mit den Null- und Negativzinsen sei diese aber aus der Spur geraten. Die Aussichten seien düster, wenn es jetzt keine finanzpolitische Spritze gebe.

Der Gedanke der grossen Staatsausgaben findet vielerorts Anklang. Die Investmentbank Morgan Stanley hat kürzlich in einem Papier den Vergleich mit den dreissiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts herangezogen, um für ein grosses Staatsausgabenprogramm zu plädieren.

Die Autoren schreiben, die enormen Mengen an Notenbankgeld fänden nicht wirklich den Weg in die Wirtschaft, die Inflationserwartungen und die Investitionslust des Privatsektors gingen zurück, deshalb sei die wirksamste Massnahme der Politik, den Ausgabenimpuls zu aktivieren. Heute leide die private Wirtschaft darunter, dass sie Schulden abbauen müsse und dass zusätzlich die Alterung der Gesellschaft sowie die negative Inflation den Schwung bremsten.

Erinnerungen an die Grosse Depression

Das erinnere in mancher Hinsicht an die dreissiger Jahre, denn in den Jahren 1936 und 1937 habe die amerikanische Geld- und Finanzpolitik die Wirtschaft unzureichend angeschoben, das habe dann zu einer Zwischenrezession geführt. Die Autoren finden, dass Staatsdefizite keine alarmierende Sache seien, wenn man durch herzhaftes Staatsausgaben der flauen gesamtwirtschaftlichen Nachfrage den nötigen Schub verleihen könne.

Der an der Universität Zürich tätige Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann legt im nebenstehenden Interview dar, unter welchen Bedingungen öffentliche Ausgabenprogramme seiner Ansicht nach sinnvoll sein können. Er erläutert auch die Grundmuster von Krisen und zeigt, dass nicht nur die dreissiger Jahre als Vergleichsperiode informativ sind.

Elektrisierend am Morgan-Stanley-Papier ist allerdings vor allem, dass die Parallelen zu den dreissiger Jahren zwar herangezogen, aber nicht so weit ausgearbeitet werden, dass der grosse Staatsausgabenschub am Schluss der Periode dann wirklich erfasst wird – die Rüstungsausgaben und die Kosten für den Zweiten Weltkrieg.

In den dreissiger Jahren wurde Vollbeschäftigung tatsächlich erst mit der Rüstung erreicht, und dies will heute wohl kaum jemand als Rezept empfehlen. Das macht es schwieriger, mit Parallelen zur damaligen grossen Krise für grosse Staatsprogramme zu argumentieren. ○

Konjunktur

«Der richtige Zeitpunkt»

Gibt es Parallelen zwischen der heutigen Wirtschaftslage und der Krise der dreissiger Jahre? Der Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann sagt, was er von staatlichen Investitionen hält.

Herr Straumann, inwieweit ist die Wirtschaftslage heute vergleichbar mit jener in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts?

Es gibt von der Abfolge der Krisenereignisse her auffällige Parallelen. Am Anfang stand in beiden Fällen eine Finanzkrise, dann folgte eine starke Zunahme der Staatsschulden, und schliesslich führten die Verwerfungen dazu, dass die Wirtschaftsentwicklung lange Zeit gedrückt verlief. Solche Flauten können bis zu zehn Jahre dauern.

Es gibt also eine Art Grundmuster?

Ja, das zeigte sich auch nach der Finanzkrise in Japan oder der Schweizer Immobilienkrise Anfang der neunziger Jahre, da gab es gewaltige Brems Spuren mit schwachem Wirtschaftswachstum und erhöhten Staatsschulden.

Was kann die Geldpolitik ausrichten?

Die Geldpolitik hat geholfen, die ersten Schocks zu überwinden, vor allem die amerikanische Notenbank Fed hat entschlossen reagiert und vieles besser gemacht als in den dreissiger Jahren. Aber jetzt ist man in der Geldpolitik an einer Grenze angelangt, meiner Ansicht nach kann sie nichts Wesentliches mehr leisten.

Haben sich die Regierungen zu stark auf die Notenbanken verlassen?

Meines Erachtens muss man nach Ländern unterscheiden. Die USA haben einigen finanziellen Spielraum für öffentliche Investitionen, und gross ist auch der Druck, die Infrastruktur zu erneuern. Da erscheinen staatliche Investitionen sinnvoll. Mit Blick auf Deutschland sehe ich ähnliche Argumente, aber bei anderen Ländern ist Vorsicht am Platz. In Südeuropa, etwa in Spanien, ist die Infrastruktur keineswegs in schlechtem Zustand. Öffentliche Investitionen in Strassen oder Gebäude bringen nur dann etwas, wenn Renovationsbedarf besteht, und dafür wäre jetzt der richtige Zeitpunkt.

Das bedeutet zusätzliche Verschuldung.

Die Verschuldungsproblematik ist geringer, wenn das Geld in nützliche Anlagen und nicht in den Konsum fliesst. Staatliche Infrastruktur bildet ja Vermögen, das in der Bilanz einen Gegenwart zu den Schulden darstellt. Zudem dürften solche Investitionen das Wirt-

schaftswachstum anregen, weil sie wahrscheinlich weitere Investitionen auslösen. Würde man dagegen einfach bei niedrigen Einkommen Steuern senken, würde alles in den Konsum fließen.

Wie verhindert man, dass mit Investitionen sinnlose Projekte gestartet werden?

Perfekt sind öffentliche Vorhaben sicher nie, aber in der amerikanischen oder westdeutschen Infrastruktur gibt es viele Gelegenheiten für vernünftiges Renovieren von Brücken, Strassen oder Gebäuden.

Gibt es Beispiele von Staatsinvestitionen, die wenig brachten?

Ja, in China wurde 2008 und 2009 als Reaktion auf die Finanzkrise und aus Angst vor einer Bremsung der Wirtschaft viel zu viel in Infrastruktur investiert. Ganze Städte wurden gebaut, die fast unbewohnt, Flughäfen, die ungenutzt blieben. Oder kurz nach 2000 hatte es in Spanien einen Bauboom gegeben, der enorme Überkapazitäten hinterliess, die dann zur schweren Belastung wurden.

Sind private Investoren unfähig oder zu risikoscheu, um in der Wirtschaft für genug Investitionen zu sorgen?

Auch da muss man nach Ländern unterscheiden. In Südeuropa fehlt einfach die gesamtwirtschaftliche Nachfrage, diese Länder haben eine düstere Zukunft in der Währungsunion. Da wird es auf Jahre hinaus kein Wachstum geben, Investitionen lohnen sich kaum, zumal auch die Zukunft sehr unsicher ist. In Deutschland dagegen herrschen klare Verhältnisse, da wäre von privaten Investoren etwas mehr zu erwarten.

Wenn der Staat Schulden macht, um Investitionen zu finanzieren, müssen die Bürger doch damit rechnen, dass die Last auf den Steuerzahler zurückfällt.

Richtig. Aber wenn das Geld wirklich in zweckdienliche Infrastruktur investiert wird, ist das Problem weniger gravierend, weil der Staat durch seine Investitionen gleichzeitig Vermögen aufbaut.



Tobias Straumann lehrt Wirtschaftsgeschichte an den Universitäten Zürich und Basel.

Interview: Beat Gygi

«Grosser demokratischer Moorbrand»

Die Europäische Union solle demokratisch sein oder nicht sein, sagt der niederländische Historiker und Bestsellerautor Geert Mak. Verantwortlich für die Krise der EU seien aber auch die nationalen Politiker. David Cameron vergleicht er mit dem Attentäter von Sarajevo. *Von Philipp Gut*

Das letzte Mal habe ich Geert Mak vor dreieinhalb Jahren am Amsterdamer Rembrandtplein getroffen. Das Gespräch ging von seinem Buch «Was, wenn Europa scheitert» aus. Damals ging es um die Euro-Krise. Nach dem Brexit-Ja der Briten stellt sich die Frage nach dem Scheitern der EU erneut. Ich habe Mak vergangene Woche in Friesland angerufen, wo er an einem neuen Werk schreibt. Der Niederländer, der mit seinen historischen Berichten ein Millionenpublikum erreicht, gehört zu den eher seltenen Zeitgenossen, die das europäische Projekt zwar für unverzichtbar halten, aber sich einen kritischen Blick darauf bewahrt haben.

Herr Mak, Grossbritannien verlässt die Europäische Union. Welches war Ihre erste, spontane Reaktion, als Sie vom Brexit-Ja erfahren haben?

Ich war erschüttert und traurig. Aber ich habe eine solche Explosion schon lange erwartet. Es war eine Situation wie beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs: Die Atmosphäre war seit mehreren Jahren sehr drohend, und jetzt kam das Gewitter. Jedermann wartete auf einen Gavrilo Princip [den Attentäter von Sarajevo, die Red.] – zur Überraschung aller war David Cameron dieser Gavrilo Princip. Er hat, nur um sich selbst zu retten im Wahlkampf, diese Möglichkeit eröffnet.

Der Schuss von Cameron ging für ihn nach hinten los.

Natürlich haben viele Demagogen diese Chance genutzt, aber Cameron trägt die Verantwortung. Es ist verrückt: Bauern, die Zehntausende von Euros jedes Jahr von der Europäischen Union bekamen, haben gegen die Union gestimmt. Eltern warfen die Studienmöglichkeiten ihrer Kinder weg. Grosseltern katapultieren ihre Enkel in englische Dörfer des 19. Jahrhunderts zurück.

Sie übertreiben.

Viele Junge in Grossbritannien weinten zu Recht. Auf der anderen Seite interessiert sich die junge Generation, nicht nur in Grossbritannien, sondern in ganz Europa, kaum mehr für Politik. Es handelt sich also nicht nur um eine Rebellion gegen die EU, sondern auch gegen die Politik im Allgemeinen.

Brüssel scheint geschockt und orientierungslos. Dabei war das Out der Briten doch eine Option, mit der man rechnen musste.

Man war erschüttert, aber wenn man sich in Brüssel umhörte, spürte man seit Jahren Angst und Sorge um das europäische Projekt. Man wusste, dass das nicht gut kommt. Da gab es einen grossen demokratischen Moorbrand unter Europa. Wir sahen das 2005 beim Nein von Frankreich und den Niederlanden zur europäischen Verfassung, wir sahen es beim Aufkommen grosser populistischer Parteien, und man sah es wieder diesen Frühling beim Nein zum Ukraine-Vertrag in meiner Heimat. Beim Brexit ist das Ganze nun explodiert. Es hat eine gewisse Logik, dass dies in Grossbritannien geschah. Jean-Claude Juncker sagt mit Recht, was man denn anderes erwarte, wenn die Zeitungen und auch die Politiker jahrelang auf die EU schimpften.

Ist es nicht etwas simpel, die Schuld den Kritikern in die Schuhe zu schieben? Die entscheidenden Ursachen für das Austrittsvotum liegen doch woanders.

Ich sehe zwei Dinge: die britische Mentalität – das Vereinigte Königreich hat sich nie wirklich als Teil von Europa gesehen. Die

«Ich bin traurig, dass dieser Nachkriegstraum geplatzt ist.»

Leute protestieren aber nicht nur gegen die EU, sondern vielleicht noch mehr gegen die eigene Elite. Grossbritannien ist noch immer sehr klassenkämpferisch. Ich beobachte dabei eine unbestimmte Rebellion gegen Modernität und das 21. Jahrhundert. Die Globalisierung hat für viele Leute eine neue Welt geöffnet, aber auch viele Opfer produziert. Und diese Opfer rebellieren jetzt, überall, auch beim amerikanischen Wahlkampf.

Sie haben in der Weltwoche einst von «positiven Eliten» gesprochen, die Europa nach den Weltkriegen geschaffen hätten. Heute dominieren Arroganz und Wählerverachtung.

Ich muss ehrlich wiederholen, dass ich traurig bin, dass der Traum unserer Eltern, Grosseltern und auch unserer eigenen Generation, dieser Nachkriegstraum der Menschen, die aus den Trümmern gekrochen sind, nun geplatzt ist. Dieser Traum war wichtig. Aber Sie haben recht: Die Demokratie hat nicht Schritt gehalten mit dem Inte-

grationsprozess. Und die Politiker haben ihre Wähler nicht mitgenommen.

In diesem Demokratiedefizit liegt doch des Pudels Kern. Viele Entscheide und Strukturen der EU sind demokratisch gar nicht legitimiert.



«Rebellion gegen Modernität»: Schriftsteller Mak.

Das ist so, es gibt diese bürokratische Elite in Brüssel; die Demokratie hat sich in der EU nur schwach entwickelt. Ich verstehe, dass die Leute auf Souveränität pochen und ihre Angelegenheiten selbst regeln wollen. Aber Sie dürfen nicht vergessen: Die Ursachen der europäischen Krise liegen nur zum Teil in Brüssel, einen Grossteil der Verantwortung tragen die nationalen Politiker. Sie haben nicht den Mut, den Leuten klarzumachen, dass es viele Probleme gibt, die man nur gemeinsam lösen kann. In schwierigen Situationen braucht es mutige, charismatische, visionäre Politiker. Der niederländische Ministerpräsi-

dent sagt, wir müssten unsere Souveränität über die Armee behalten. In Wirklichkeit kann kein europäisches Land mehr eine total eigenständige Aussenpolitik führen – nicht weil eine Elite dies wünscht, sondern weil es notwendig ist. Russland, Energie, Migration, Klima: Die grossen Probleme des 21. Jahrhunderts sind international.

Die EU ist ein Zwitter aus Bundesstaat und Staatenbund, sie hat bis heute keine Idee entwickelt, um mit den Spannungen zwischen der supranationalen Struktur und den Nationalstaaten umzugehen.

Wir müssen eine Balance finden. Ich glaube, dass es eine Lösung gibt. Die Schweiz ist ein

grosses Vorbild, aber überall auf der Welt – in Amerika, Deutschland, Indien, Kanada – gibt es Föderationen. In diesen findet man den Ausgleich zwischen den Interessen der Gliedstaaten und denen der Gemeinschaft. Wenn ich zuweilen für mehr Integration der EU plädiere, tue ich das nicht, weil ich es liebe. Die Fakten des 21. Jahrhunderts zwingen uns dazu. Auf der anderen Seite sollen wir den Nationalstaaten so viel als möglich zurückgeben. Einen solchen Prozess kann man den Wählern auch deutlich machen.

Wovon soll denn Brüssel die Finger lassen, und wo sollen die Nationalstaaten wieder mehr entscheiden können?

Viele Regeln – etwa über den Austausch von Dienstleistungen und Produkten oder über die Landwirtschaft – sind viel zu kompliziert. Der Euro ist zwar nicht so einfach wieder abzuschaffen, aber er hat am Ende wie

«Eine total eigenständige Aussenpolitik kann kein europäisches Land mehr führen.»

eine Giftpille im europäischen Prozess gewirkt. Man hat verschiedene ökonomische Kulturen in ein System gezwängt.

Wie wird sich die Union nun entwickeln, welches Szenario halten Sie für wahrscheinlich?

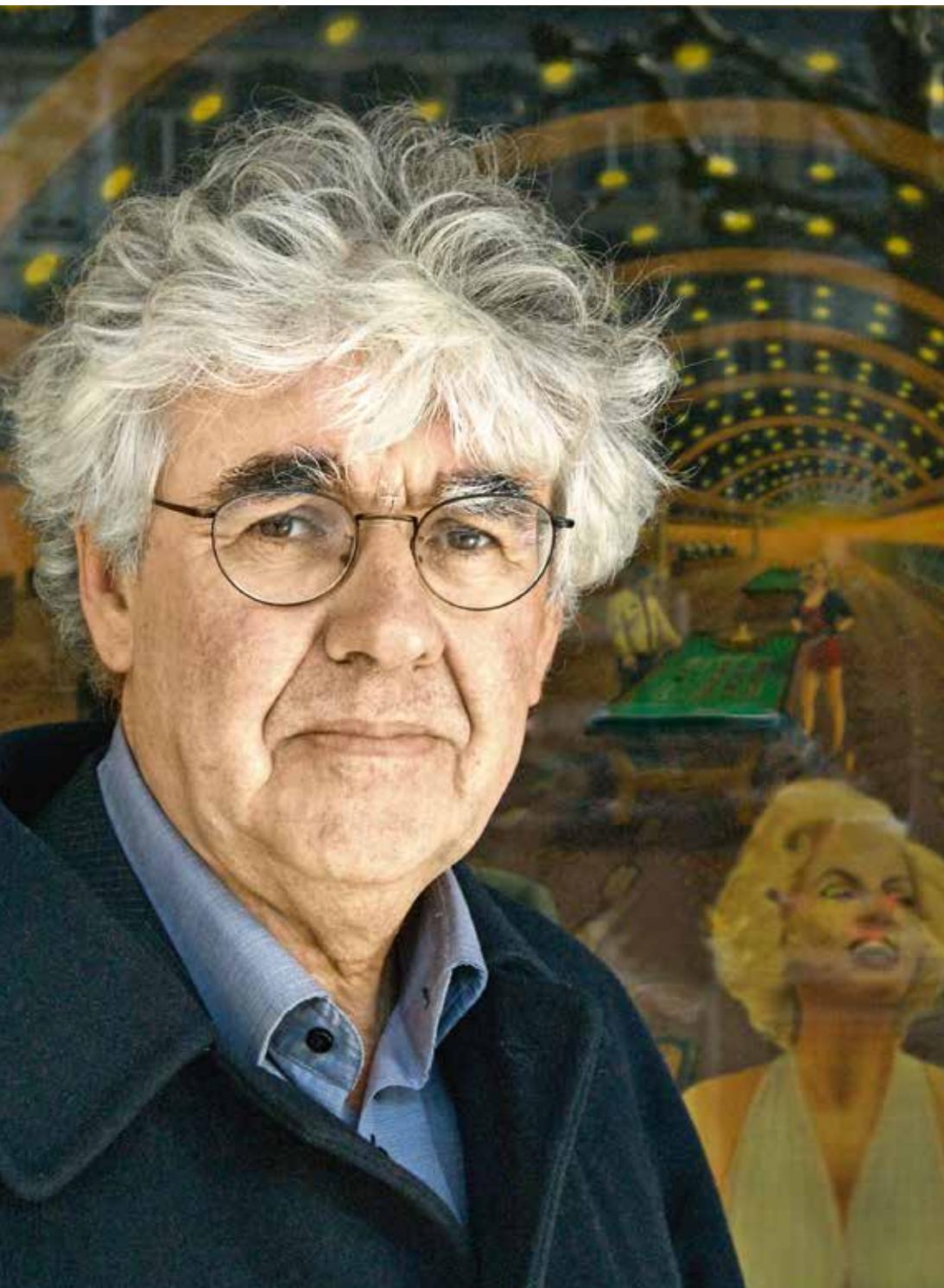
Ich wäre nicht überrascht, wenn wir in einigen Jahren eine Kerngruppe von Ländern hätten, welche die Integration wirklich weitertreiben wollen, und darum herum eine Reihe von Ländern – darunter vielleicht auch Grossbritannien –, die ein Europa à la carte pflegen. Dann bekäme man eine flexiblere Konstruktion, aber mit einem fest integrierten harten Kern. Ein harter Kern, der – und das ist auch notwendig – stark und direktdemokratisch legitimiert ist. Die neue EU soll demokratisch sein oder nicht sein. Die Leute könnten selbst wählen, welchen Weg ihr Land beschreiten soll. So könnte man das Paradox zwischen Demokratisierung und notwendiger Integration lösen.

Der Brexit ist für Sie also nicht der Anfang vom Ende der EU, sondern eher ein Neuanfang?

Das Ende der EU wird er nicht sein. Ich hoffe, dass wir eine andere EU entwickeln werden. Doch das wird ein Monsterauftrag sein. Es braucht mutige Politiker, die ihre Wähler auch überzeugen können. Politik heisst nicht nur, dass man macht, was die Wähler sagen. Die Politiker müssen auch das Vertrauen ihrer Wähler gewinnen und ihnen dank diesem Vertrauen zu sagen wagen, was sie für richtig und notwendig halten. Heute ist dieses Vertrauen völlig weg.

An diesem Vertrauensverlust sind doch auch die Politiker schuld.

Nein, nicht ganz. Nehmen Sie die Vorschläge der EU-Kommission zur Migrationspolitik:



Die waren nicht ideal, aber sie waren gut und rational. Sie hätten das Problem auf eine menschliche und zugleich nüchterne Weise angepackt. Doch die Vorschläge wurden von den Nationalstaaten völlig sabotiert. Man kann immer mit dem Finger auf Brüssel zeigen. Aber wenn die europäischen Bürger etwa über die komplizierten Regelungen klagen, dann muss man sehen, dass diese das Resultat von Kompromissen zwischen Nationalstaaten sind, die sich einander millimeterweise angenähert haben, so dass das Endergebnis wirklich schrecklich ist. Es kann mich richtig böse machen: Wenn es gutgeht, schreiben es sich die nationalen Politiker auf ihre Fahnen, wenn es schlecht geht, gibt man der EU die Schuld. Wir sind auch das Opfer von Lügnerinnen und feigen Politikern, und die sitzen nicht alle in Brüssel, nein.

Bei unserem letzten Gespräch vor dreieinhalb Jahren sagten Sie, die EU sei «wie in einem historischen Rausch». Die Union wurde rasant vertieft und erweitert. Man sprach von einem «unumkehrbaren» Prozess. Folgt jetzt die grosse Ernüchterung?

Das ist das Gute an dieser komplizierten Situation: Es ist jetzt unvermeidlich, dass sich Europa ändert. Und zwar schnell. Allerdings befürchte ich, dass man die politischen Diskussionen wieder hinausschiebt. Man wartet und wartet – das Aussitzen ist die europäische Art, Probleme wegzudrücken. Europa ist eine sehr komplizierte Maschinerie von 28 – in einigen Monaten vielleicht 27 – Demokratien, und Demokratien zusammenarbeiten zu lassen, das ist immer schwierig. Aber zuweilen treibt man es auch zu weit: Das gibt den Leuten das Gefühl, das System sei intransparent und undemokratisch. Der Brexit ist auch eine Notbremse – eine Notbremse der Demokratie. Ich möchte manchmal auch gegen oder für jemanden stimmen in Europa, aber das geht nicht. Zwar kann ich die niederländischen Mitglieder des Europäischen Parlaments wählen, aber dieses Parlament hat noch immer die Wirkung eines Parlaments im 19. Jahrhundert, es ist kein modernes Parlament mit wirklicher Macht.

Mir scheint, die Briten sehen es ähnlich wie die Schweizer: Sie wollen wirtschaftlichen Austausch, freien Handel, aber nicht diese starke politische Integration.

Das sehe ich auch. Aber der Markt kann nicht ohne Regeln, nicht ohne Politik funktionieren. Man kann das nicht trennen. In den siebziger Jahren war die Integration sehr technisch, in den Achtzigern wurde sie mehr politisch. Vielleicht ist man da zu weit gegangen. Grossbritannien kann seine Aussenpolitik wieder alleine machen, aber es wird viel weniger Einfluss haben als im Kontext der Union.

Es ist eine Illusion, zu denken, dass man 100 000 Verträge miteinander abschliessen kann ohne eine politische Richtung, ohne einen politischen Hintergrund. Die Schweiz oder auch Norwegen zahlen dafür einen Preis, sie haben keinen Einfluss auf die Union. Ich verstehe, dass die Schweizer andere Prioritäten setzen. Aber Grossbritannien ist ein wichtiges Land, und es stellt sich selbst in eine Position ausserhalb der westlichen Weltordnung. Es wird auch nicht mehr so wichtig sein für die Vereinigten Staaten.

Sind Sie sich da sicher? Es gab ja schon immer die «special relationship» zwischen Grossbritannien und den USA, sie wird doch auch den Brexit überdauern.

Sicher, aber Grossbritannien war für die USA auch wichtig, weil es Teil der EU war, für die Amerikaner war es der Zugang zur Union. Geopolitisch wird das Vereinigte Königreich weniger wichtig sein. Ich denke auch, dass

«Wenn es schlecht geht, gibt man der EU die Schuld.»

mein eigenes Land, die Niederlande, wichtiger wird für die USA, denn diese brauchen ein solides Tor zur Europäischen Union. Die Briten haben sich auf eine unglaubliche Weise in den eigenen Fuss geschossen. Es ist kein Zufall, dass jetzt in London das totale Chaos herrscht.

Ich halte dagegen: Man kann auch historisch mit Churchill argumentieren, der 1946 in Zürich anregte, eine Art Vereinigte Staaten von Europa zu schaffen. Churchill strebte eine Aussöhnung auf dem Kontinent nach den Weltkriegen an, vor allem zwischen Deutschland und Frankreich – sie sollten sich nicht mehr gegenseitig die Köpfe einschlagen. Er sagte damals schon, das Empire, eingebunden in das Commonwealth, sei zwar ein Freund und Sponsor dieses neuen Europa, aber es stehe ausserhalb, es solle nicht Mitglied sein.

Churchill hat sehr viel gesagt, man kann ihn für alles benützen.

Ist es denn falsch, wie ich Churchill interpretiere?

Grossbritannien war damals ein Weltreich, heute ist es viel kleiner. Das Commonwealth hat überhaupt nicht mehr diese Bedeutung in der Weltordnung. Wir reden in den Niederlanden auch nicht mehr über unser Königreich in Indonesien. Man kann doch den Film nicht einfach zurückdrehen. Die Briten denken: «Wir waren gross und reich, und das werden wir jetzt wieder sein.» Aber so geht es nicht mit Imperien, die kommen und gehen. Grossbritannien ist ein wichtiges Land, gerade für die Verteidigung des Westens, aber es hat auch eine sehr schwache Infrastruktur und viele Probleme. Mich erinnert es an die

Serie «Downton Abbey», in der reiche Familien nach dem Ersten Weltkrieg Geld und an Einfluss verloren haben, aber noch immer im Traum von der Vergangenheit leben.

Werden weitere Staaten dem Beispiel Grossbritanniens folgen?

Das hängt von dem ab, was die europäischen und auch die nationalen Politiker jetzt tun werden. Können sie die EU umbauen zu einem stabileren und zugleich demokratischeren Gebilde, das auf Krisen schnell reagieren kann? Kann man die Wähler davon überzeugen, dann bleibt der Brexit eine Episode. Gelingt das nicht, dann werden auch andere Länder ausbrechen. Ändert sich nichts, ist alles zu erwarten. Für mein eigenes Land, die Niederlande, glaube ich das aber nicht. Nur Geert Wilders will das. Die anderen Parteien, auch die europaskeptischen, wollen die Union verändern, aber sie wollen nicht austreten.

Die Niederlande haben sich immer stark in Richtung Westen orientiert, zumindest die Randstad am Atlantik. Was löst der Brexit dort aus?

Jedermann redet darüber, aber Wilders ist in einer viel schwächeren Position als etwa Marine Le Pen in Frankreich, die grosse Teile des Elektorsats mitnimmt. Der atlantische Teil der Niederlande stand immer für Offenheit, man ist erschüttert, dass Grossbritannien für Absonderung votierte. Viele Niederländer haben Mitleid mit den jungen Leuten in London. Man realisiert, welche Werte und Vorteile die EU auch hat.

Einspruch! Die Briten lassen doch die Rolläden nicht einfach herunter, so wenig wie sich die Schweiz «abschottet». Sie wollen einfach etwas weniger von dieser politischen Integration, und sie wollen wieder mehr selbst bestimmen.

Grossbritannien war immer ein offenes Land, klar. Aber die Engländer stärken lieber das eigene, kleine England, nicht das internationale. Die Unterschiede zwischen den Niederlanden und der Schweiz liegen in der Natur. Wir müssen offen sein, wir liegen am Rand des Kontinents und am Ende der grossen europäischen Flüsse. Die Schweiz ist umringt von Bergen. Das bringt nach so vielen Jahrhunderten eine andere Mentalität.

Grossbritannien ist eine Insel, die Schweiz ist eine geistige Insel ...

Auch Grossbritannien ist zuweilen eine geistige Insel. Ein zweiter Faktor ist der Zweite Weltkrieg. In der Brexit-Debatte hiess es: «Wir haben den Weltkrieg gewonnen, wir schaffen auch den Austritt aus der Union.» In Kontinentaleuropa, besonders in Deutschland, ist die Grundstimmung eine andere: «Wir müssen zusammenhalten.»

Spielen antideutsche Gefühle eine Rolle?

In Grossbritannien kann ich es nicht beurteilen, in den Niederlanden ist das vorbei. Frau Merkel ist sehr populär. ○

Der Warnschuss

Von Thilo Sarrazin — Der europäische Wirtschaftsraum wird nur eine Zukunft haben, wenn er den Mitgliedsländern mehr Kompetenzen zur Frage gibt, wer kommen und bleiben darf und wer nicht.



Beim Erscheinen dieser Kolumne sind vierzehn Tage seit dem britischen Referendum zum Ausstieg aus der EU vergangen. Auf Tausenden von Zeitungseiten wurde er seitdem kommentiert, und jetzt schreibe auch ich darüber. Warum? Weil das Ergebnis dieses Referendums für die deutsche Politik das prägende Ereignis des Jahres 2016 sein wird, so wie der durch Angela Merkel ausgelöste Flüchtlingszustrom das Jahr 2015 geprägt hat.

Im letzten Herbst hörten wir von unserer Kanzlerin, dass Deutschland seine Grenzen gegen unerwünschte Einwanderer nicht schützen könne, dass man dazu die Fluchtursachen dort bekämpfen müsse, wo die Menschen aufbrechen, und dass die Länder der EU die Last der Zuwanderung von Flüchtlingen und illegalen Einwanderern so lange solidarisch teilen müssten, bis die Bekämpfung der Fluchtursachen gelungen sei (also die nächsten fünfzig bis hundert Jahre).

Aus dieser Solidarität wurde bekanntlich nichts. Deutschland, Österreich und Schweden trugen die Last fast als Einzige, und am Ende half nur die von der deutschen Bundesregierung stets bekämpfte Schliessung der Balkanroute durch Österreich und die Balkanstaaten. Später dann wurde die Türkei in den Status eines aus EU-Mitteln besoldeten Grenzwachters eingesetzt. Österreich baute vorsorglich Sperranlagen am Brenner. So wurde den Italienern klar, dass sie die übers Mittelmeer nach Sizilien strömenden Flüchtlinge nicht mehr, wie bis zum letzten Jahr, einfach nach Norden durchwinken können. Seitdem steigt die Zahl der Afrikaner in Sizilien und Süditalien. Aber in diesen strukturschwachen, grossenteils wirtschaftlich gescheiterten Regionen sind die Gelder der Flüchtlingsindustrie auch ganz willkommen und fügen sich gut in den grossen Transferstrom aus Rom und Brüssel ein. Auch die Konkurrenz um Arbeitsplätze scheint dort weniger weh zu tun, wo es sowieso kaum Arbeit gibt.

So hat sich beim Zustrom über die Mittelmeer-Route seit einigen Monaten ein fragiles Verharren ergeben. Eine unbehagliche Pause, bei der viele hoffen, dass sie der Vorbote stabilerer Verhältnisse ist, und noch mehr fürchten, dass es sich nur um ein Atemholen vor einem neuen Ansturm handelt. Offen sind die künftigen Verhält-

nisse in der Türkei, und eine neue libysche Staatsmacht fehlt immer noch. Sachlich tragfähige und politisch einigungsfähige Ideen für die Zukunft des Schengen-Raums und die gemeinsame Sicherung der Aussengrenzen sind heute genauso wenig erkennbar wie vor einem Jahr.

Vom Himmel auf die Erde

Beim britischen Referendum spielten Einwanderungsfragen offenbar eine zentrale Rolle – sowohl der durch Einwanderung verstärkte Wettbewerb am Arbeitsmarkt als auch Gefühle von Entfremdung. Dabei fiel nicht ins Gewicht, dass die Zuwanderung nach Grossbritannien



«Geschenk verspielt»: Schriftsteller Kermani.

moderater ist als jene nach Deutschland und zudem eben nicht aus Flüchtlingen und illegalen Einwanderern, sondern aus legaler Arbeitsmigration besteht. Das abschreckende Beispiel Deutschlands und Österreichs sowie die offenkundige Handlungslähmung der EU schienen für viele auch die Zukunft Grossbritanniens anzuzeigen. Da verfiel der Hinweis nicht, dass Grossbritannien nicht im Schengen-Raum sei. Wer einmal das Aufenthaltsrecht in der EU bekommen hat, kann grundsätzlich auch nach Grossbritannien einreisen.

Aus meiner Sicht haben die Fernsehbilder des unregulierten Zustroms nach Europa letztlich den knappen Ausgang zugunsten des Brexit

entschieden. Historisch gesehen, stand an seinem Anfang die Entscheidung der Bundeskanzlerin vom 4. September 2015, die deutschen Grenzen zu öffnen.

Wenn es den Briten in den nächsten Jahren gelingt, den Ausstieg ohne grössere wirtschaftliche Schäden zu bewältigen und dabei gleichzeitig die Kontrolle über ihre Einwanderung zurückzugewinnen, wird die EU für immer verändert sein: Der einmalige historische Prozess, der nur eine Richtung kannte, quasi ein Projekt ohne Wiederkehr war, verwandelte sich dann in einen politischen Klub, der gedeihen, aber auch vergehen kann, abhängig vom Willen seiner Mitglieder und von den jeweiligen historischen Bedingungen. So würde Europa vom Himmel auf die Erde zurückgeholt.

Der Schriftsteller Navid Kermani, der gern die Gefühle jener bedient, die sich moralisch überlegen fühlen, klagte bereits über «die Furcht, dass unsere Generation... das grosse, ja historisch kaum glaubliche Geschenk der europäischen Einigung verspielt und unseren Kindern einen Kontinent hinterlässt, auf dem der Nationalismus fröhliche Urständ feiert», er forderte, «Europa einen neuen Gesellschaftsvertrag vorzulegen». Worin soll der konkret bestehen, und welche Inhalte sind einigungsfähig? Möchte er eine Volksabstimmung über eine neue europäische Verfassung? Das sagt uns Navid Kermani nicht und reiht sich so ein in die Riege der Visionäre ohne Bodenhaftung von Martin Schulz bis Jean-Claude Juncker.

Weitere Referenden zu europäischen Fragen sind wohl gegenwärtig das Letzte, was die europäischen Eliten wollen. Aber genau die werden sie bekommen, wenn sie aus dem britischen Referendum die falschen Schlüsse ziehen und jetzt eine weitere Vertiefung der Integration anstuern. Unstreitig wollen die meisten europäischen Bürger Frieden, Sicherheit, Freiheit und einen gemeinsamen europäischen Markt.

Beim letzteren Punkt scheitern die weitaus meisten am Kleingedruckten: Gegen normierte Bananen und Stecker haben sie nichts. Was dagegen eine Bankenunion sein soll, versteht nur eine winzige Minderheit; auch haften die meisten ungern für die Schulden anderer Länder oder für die Arbeitslosenversicherung in Apulien. Wehe, wenn solche Fragen dem Volk zur Abstimmung vorgelegt werden. So wie bisher geht es aber auch nicht weiter. Die Europäische Union wird ein Stück weit zurückgehen müssen, wenn sie wirklich ihre Zukunft sichern und ihre Völker auf das Projekt EU verpflichten will.

Der wichtigste Bruchpunkt bleibt die Einwanderung. Der Europäische Wirtschaftsraum wird nur eine Zukunft haben, wenn er den Mitgliedsländern wieder mehr Kompetenzen zur Frage gibt, wer kommen und bleiben darf und wer nicht.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Wir Briten

Was verrät die Entscheidung für den EU-Austritt über uns? Entschlossenheit, Selbstbewusstsein, Dickköpfigkeit, Common Sense, Eigensinn und eine lange historische Erfahrung nationaler Unabhängigkeit. *Von Andrew Roberts*

Im Zusammenhang mit dem EU-Referendum war oft von der nationalen Identität der Briten die Rede, ihrem Selbstbild als Europäer oder eben Nicht-Europäer – aber wie sieht es mit ihrem Nationalcharakter aus? Was verrät die Entscheidung für einen Austritt aus der EU über uns Briten? Meiner Ansicht nach sehr viel, und zwar überwiegend Positives.

Es hat sich gezeigt, dass der sogenannte *bull-dog spirit* höchst lebendig ist, also die Bereitschaft, Widrigkeiten im höheren Interesse der Nation in Kauf zu nehmen. Nicht dass die Leute nicht geahnt hätten, dass sie nach dem Brexit finanziell etwas schlechter dastehen würden. Das war ihnen klar, und trotzdem haben sie für nationale Unabhängigkeit gestimmt, in vollem Bewusstsein der zu erwartenden Konsequenzen. Das spricht für eine aner kennenswerte Selbstlosigkeit, ja sogar Mut in einer Welt, in der ein sinkendes Pro-Kopf-BIP als klarer Beweis nationalen Versagens gilt.

Eine andere charakterliche Eigenschaft, die deutlich zutage trat, war die absolute Dickköpfigkeit. Wenn Briten den Eindruck haben, dass sie zu etwas gedrängt, gar genötigt werden, tun sie genau das Gegenteil. Besonders gut war das zu beobachten, als Präsident Obama während der Brexit-Kampagne in London einflog und damit drohte, dass wir uns bei neuerlich zu verhandelnden Handelsverträgen wieder ganz hinten anstellen müssten, falls wir es wagten, aus der EU auszutreten, und dann wieder nach Washington zurückflog. Statt sich vom mächtigsten Mann der Welt beeindrucken zu lassen, sorgten die Brexiteers dafür, dass die Zahl der Befürworter in den Meinungsumfragen sogar um zwei Prozent stieg.

Durchschaubares «Projekt Angst»

Dem Premierminister erging es ähnlich. Cameron wollte die Bevölkerung unter Verweis auf die Warnungen von Politikexperten und Ökonomen einschüchtern, erreichte damit aber lediglich, dass viele Leute den Eindruck gewannen, er rede den potenziellen Niedergang Britanniens nur herbei, was sie verständlicherweise für unpatriotisch hielten. Sie wussten, dass sie finanzielle Einbussen würden hinnehmen müssen, aber irgendwann waren die Pro phezeiungen so überzogen – Handelsminister Sajid Javid sprach vom Verlust einer halben Million Arbeitsplätze, Cameron selbst munkelte von einem dritten Weltkrieg, der auf dem Kontinent ausbrechen werde –, dass man das Ganze



Überwiegend Positives: Engländerinnen in Festlaune.

als «Projekt Angst» erkannte und als das abtat. Diese Taktik hatte schon beim schottischen Referendum 2014 funktioniert (die eingeschüchternen Schotten hatten für einen Verbleib im Vereinigten Königreich gestimmt), aber diesmal funktionierte es nicht, denn es waren ja alle Briten angesprochen – die die fünftgrößte Volkswirtschaft der Welt stellen und in der EU ein wichtiger Nettobeitragszahler waren.

Und dann haben wir noch den gesunden Menschenverstand der Briten. Wenn, wie geschehen, Heerscharen von Schauspielern und Prominenten sich gegen den Brexit aussprechen, etwa der Komiker Eddie Izzard, der bei der populären BBC-Show «Question Time» eine knallrote Baskenmütze aufhatte, fragen sich die Briten, was das Leben dieser oft superreichen Entertainer mit ihrem Alltag zu tun habe und warum sie der Meinung einer Sängerin oder eines Komikers folgen sollten. Diese Figuren, die sich einbildeten, weil sie Tänzerin sind oder Unterhaltungssendungen moderieren, könnten sie die Briten in beherrschendem Ton davor warnen, ihre nationale Unabhängigkeit wieder einzufordern, produzierten nur Unmut.

Charakteristisch für die Briten ist auch, dass sie grossen Wert auf Eigenständigkeit legen.

In vielen entscheidenden Momenten der europäischen Geschichte eilte ein selbständiges Britannien kleineren Ländern zu Hilfe, die von diversen Grossmächten bedroht wurden. In der Zeit Philipps II. von Spanien war es Elisabeth I., die den Aufstand der Niederländer unterstützte, woraufhin die spanische Armada Britannien fast in die Knie gezwungen hätte. Ludwig XIV. strebte nach der Vorherrschaft in Europa, was von einer Koalition unter der Führung des Herzogs von Marlborough verhindert wurde. Napoleons Versuch, den ganzen Kontinent zu unterwerfen, wurde von einer Koalition vereitelt, in der Britannien eine herausragende Rolle spielte, und Kaiser Wilhelm II. erging es mit seinen Plänen nicht viel anders. All diese Anstrengungen, die Europa dienten, wären ohne ein unabhängiges Britannien nicht möglich gewesen. Und im Laufe der Brexit-Debatte erinnerten sich die Briten scheinhaft an diese historischen Momente.

Nationalcharakter und nationale Identität der Briten treffen sich in ihrem Geschichtsbewusstsein. Die Briten sind der Meinung, dass sie sich in ihrem Verhältnis zu Europa nichts vorzuwerfen haben, sie im Gegenteil ausgesprochen stolz sein können und dass ihre Zukunft nicht von Brüssel abhängt. Ein Austritt aus der Europäischen Union – die nicht

gleichzusetzen ist mit der grossen europäischen Kultur, der wir keineswegs den Rücken kehren – heisst also nicht, dass unsere nationale Identität Schaden nähme. Ernst Cramer, einst jüdischer Häftling in Buchenwald, hat die EU einmal als «Ersatzvaterland» für Deutsche und Österreicher bezeichnet, die, weil sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr stolz auf ihr Land sein konnten, sich ganz der europäischen Idee verschrieben hätten. Deshalb verlieren sie, im Gegensatz zu uns, ein Stück ihrer Identität, wenn Britannien «Nein zur EU» sagt.

«Unbeirrbarer Gegner»

So erklärt sich auch die ungeheuerliche Reaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der führenden deutschen Tageszeitung, in der unlängst zu lesen war: «Die Europäische Union hat kein Legitimationsdefizit, sie hat auch kein Demokratiedefizit – sie hat ganz einfach

Es hat sich gezeigt, dass der sogenannte *bulldog spirit* höchst lebendig ist.

entschlossene, unbeirrbarere Gegner.» Und weiter: «Die Weimarer Republik ist nicht an ihrer Schwäche gescheitert, sondern an ihren Feinden.» Die tapferen, ganz und gar demokratischen und friedlichen Brexit-Befürworter, die für ein unabhängiges Britannien eingetreten sind, mit den Nazis zu vergleichen, die die Weimarer Republik zerstört haben, ist zwar abscheulich, aber es ist eine naheliegende Reaktion angesichts der Auflösungserscheinungen des geliebten «Ersatzvaterlands».

Es gibt nur sehr wenige europäische Nationen, die die Charaktereigenschaften der Briten teilen – Entschlossenheit, Selbstbewusstsein, Dickköpfigkeit, Common Sense, Eigensinn und eine lange historische Erfahrung nationaler Unabhängigkeit. An erster Stelle ist hier die Schweiz zu nennen. Die Alpen (wie in unserem Fall der Ärmelkanal) haben das Land weitgehend vor entschlossenen Invasoren geschützt. So konnte sich ein Nationalcharakter herausbilden, bei dem Unabhängigkeit an erster Stelle steht. Der Erfolg der Schweizer ist umso bemerkenswerter, da in ihrem Land mehrere Landessprachen gesprochen werden. Mit ihrer Entscheidung für einen Brexit folgen die Briten also dem Vorbild der wehrhaften Schweizer.

Andrew Roberts, 53, gehört zu den renommiertesten Historikern Grossbritanniens. Er lehrt als Professor für War Studies am King's College in London. Rund zwei Dutzend Bücher hat er publiziert, jüngst «Napoleon the Great» und «Elegy: The First Day on the Somme».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Brief aus Budapest

Wie die Wölfe im Wallis

Von Kurt W. Zimmermann — In Ungarn wird die Europäische Union demnächst ihre nächste Niederlage erleben.

EM oder EU? An diesem Wochenende hatten sie in Budapest andere Prioritäten als den Brexit. Grossbritannien war bei der EU schliesslich nur 43 Jahre dabei. Ungarns Fussballteam aber spielte erstmals seit 44 Jahren an der EM mit.

«Ria, ria, Hungária», tönte darum das ganze Land. Es half nichts.

So verlagern sich die Prioritäten nun zurück in die Politik. Denn schon bald wird Ungarn zum nächsten Spielplatz, auf dem die EU eine arge Niederlage erleben wird.

Voraussichtlich im Herbst findet das Referendum über die von Brüssel geplanten Flüchtlingsquoten statt. Die Frage auf dem Zettel ist präzise gestellt: «Wollen Sie, dass die EU auch ohne Zustimmung des Parlaments die zwingende Ansiedlung von nicht ungarischen Staatsbürgern in Ungarn vorschreiben kann?»

So erfragt es bei seinem Volk der Ministerpräsident Orbán Viktor (in Ungarn kommt immer zuerst der Nachname und dann der Vorname, genauso wie bei unseren Schwingern).

Orbán Viktor hat eine gewaltige Popularität in seinem Land und in ganz Osteuropa gewonnen, weil er die Migrationswelle von 2015 fast im Alleingang und trotz EU-Wutiraden und EU-Sanktionsdrohungen abgeblockt hat. Der Ausgang seines Referendums ist damit eindeutig. Es ist ungefähr so vorhersehbar, wie



Sorge um Brüssel-Milliarden: Viktor Orbán.

wenn man heute die Walliser an der Urne fragen würde: «Wollen Sie, dass die EU die zwingende Ansiedlung von Wölfen im Wallis vorschreiben kann?»

Die EU-Idee des multilateralen Flüchtlings-transfers wird nach dem Nein in Ungarn noch schwerer zu halten sein. Von Polen über Tschechien bis zu den baltischen Staaten wird die Ablehnung noch lauter werden. Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker, den sie in Budapest für eine ziemliche Witzfigur halten, wird dann wieder einmal mit hohlen Sanktionen drohen. Den Ungaren ist das egal.

Dennoch, Hungária gehört nicht zu den zunehmend EU-skeptischen Staaten. Ein Hexit

Orbán warb in Grossbritannien persönlich für ein Nein zum Brexit.

ist kein Thema. Ungarn bekommt aus dem EU-Topf jährlich rund 4,5 Milliarden Euro. Und nur darum geht es. Mit hübschen Slogans wie dem «Friedensprojekt EU» hat Ungarn wenig am Hut, mit dem weniger hübschen Zustand der eigenen Staatskasse umso mehr.

Solange die EU zahlt, ist sie okay

Auch der Brexit wurde denn im Land vor allem aus finanzieller Warte wahrgenommen. 5,5 Milliarden Euro hat der Nettozahler Grossbritannien zuletzt jährlich in die EU eingeschossen. Es ist Geld, das nun zur Umverteilung nach Budapest fehlen könnte. «Wir bekommen künftig weniger Unterstützung», beklagte volksnah der *Blikk* aus dem Hause Ringier, das führende Blatt des Landes.

In der Sorge um die Milliarden aus Brüssel hatte sich vorletzte Woche schon Ministerpräsident Orbán in ungewöhnlicher Weise engagiert. Er warb persönlich für ein Nein zum Brexit. In der britischen *Daily Mail* schaltete er ein ganzseitiges Inserat. Unter dem Wappen Ungarns schrieb er an die Briten: «I would like you to know that Hungary is proud to stand with you as a member of the European Union.» Nur wenige Monate zuvor hatte der notorische EU-Kritiker Orbán in demselben Blatt noch heftig über Brüssels Immigrationspolitik hergezogen: «Der beste Migrant ist der Migrant, der nicht kommt.»

Ähnlich pragmatisch wie ihr Orbán Viktor sehen das die meisten Ungarn. Solange die EU zahlt, ist sie okay. Erst wenn sie nicht mehr zahlt, muss man sich das überlegen. ○

Kein Brutus

Michael Gove gilt als skrupelloser Machtmensch, der seinen Brexit-Partner Boris Johnson ruchlos kaltstellte. Falsch. Ich kenne Gove seit dreissig Jahren als Freund und talentierten Konservativen. Er steht in der Tradition von Margaret Thatcher. *Von James Delingpole*

«Nie hat es in der politischen Nachkriegsgeschichte einen solchen Fall von Niedertracht gegeben», sagte ein völlig schockierter befreundeter Journalist, nachdem Michael Gove seinen vormaligen Weggefährten Boris Johnson eiskalt abserviert hatte.

In der Tat. Wer eine Parallele sucht, muss vielleicht bis in das Venedig der Borgia zurückgehen oder bis zu Julius Cäsar, der von seinem alten Freund Brutus heimtückisch ermordet wurde. Eben noch wurde der liebenswürdige und charismatische Boris Johnson als wahrscheinlicher Nachfolger von David Cameron gehandelt, auf einmal stand er verlassen da, verraten von seinem Mitstreiter Gove. Warum?

Fehlende Machtbasis

Auf den ersten Blick ist alles ziemlich rätselhaft. Ich kenne Gove seit dreissig Jahren. Er ist fraglos einer der treuesten und anständigsten Freunde, die man sich vorstellen kann. In schwierigen Zeiten war er immer für einen da, obwohl er sich als Bildungsminister, Fraktionsvorsitzender, Justizminister und Lordkanzler schon längst auf dem politischen Olymp bewegte. Er war ansprechbar, sympathisch und witzig.

Gove und ich studierten Mitte der achtziger Jahre englische Literatur in Oxford, aber kennengelernt haben wir uns erst später beim *Daily Telegraph*, wo er ein paarmal mit mir zusammenarbeitete. Seine exzentrische Art (er trug einen schweren, altmodischen Tweedanzug), seine Freundlichkeit und seine enorme Bildung nahmen mich sofort für ihn ein. In all den Jahren hat er mir oft aus der Patsche geholfen. Einmal legte er ein freundliches Wort für mich ein, als eine linke Feministin, die ich auf Twitter beleidigt hatte, sich beim *Daily Telegraph* über mich beschwerte und meinen Rauswurf forderte.

Goves besonderes Talent ist die Stegreifrede. Er ist so geistreich und eloquent, dass es sich lohnen würde, zu heiraten, nur damit man in den Genuss seiner Tischrede kommt. Als glänzender Debattierer in Oxford hat er diese Fähigkeit gewiss verfeinert, aber sein scharfsinniger, wacher Intellekt muss angeboren sein. Gove ist nicht nur der brillianteste Redner im Parlament, sondern vermutlich auch der belesenste und gescheiteste.

Weshalb sein Verhalten gegenüber Johnson umso unerklärlicher ist. Die beiden hatten so viel vor. Gemeinsam hatten sie sich Parteichef

David Cameron widersetzt und derart erfolgreich für einen Brexit gekämpft, dass sie überraschend als Sieger aus dem EU-Referendum hervorgingen. Nun mussten sie nur noch den Lohn einstreichen. Johnson würde als Premierminister kandidieren, sein Kampfgefährte Gove einen anderen Spitzenjob kriegen, vielleicht den des Innenministers.

Doch am Freitagmorgen, kurz vor einer gemeinsamen Pressekonferenz, brach alles zusammen, denn Gove hatte seine Unterstützung zurückgezogen – mit fatalen Konsequenzen für Johnson. Wer kandidieren will, braucht in dieser Phase eine bestimmte Anzahl



Spontane Entscheidung: Gove (l.), Johnson.

von Abgeordneten in der eigenen Partei, die ihn unterstützen. Johnson ist zwar eine weithin populäre Figur im Land, aber viele Abgeordnete halten ihn für einen bunten Vogel, der, obschon als Londoner Bürgermeister überaus erfolgreich, nicht die parlamentarische Ochsentour durchlaufen hat. Deshalb musste er seine Kandidatur aufgeben, auch wenn 10 Downing Street sein grosser Lebensraum war. Ihm fehlte ganz einfach die Machtbasis.

Mit offenen Schnürsenkeln

Johnson steht nun wie ein tragischer Märtyrer da. Aber Gove hat sich vermutlich auch keinen Gefallen getan. Die Medien porträtieren ihn als gewissenlosen Schurken, als einen Macbeth, der sich von seiner ehrgeizigen, intriganten Frau Sarah Vine, einer scharfzüngigen

Kolumnistin der *Daily Mail*, zu diesem Schritt habe hinreissen lassen. Nun ja, ich kenne Sarah ebenfalls und mag sie, und mindestens eines der Gerüchte trifft zu. Es ist zweifellos so, dass ihr bebrillter, liebenswürdiger und entschieden unsportlicher Mann keine wichtige Entscheidung ohne ihr Einverständnis trifft. Aber das macht ihn noch nicht zu einem Macbeth. Ich würde eher sagen, in den meisten guten Ehen ist das der Normalfall, besonders wenn der Mann ein so jungen- und streberhafter Typ wie Gove ist. Er ist jemand, der den Nahostkonflikt im Nu lösen könnte, aber mit offenen Schnürsenkeln aus dem Haus geht.

Gewinnt die antidemokratische Elite?

Ich bezweifle, dass dies ein geplanter Verrat war. Vermutlich war es eine spontane Entscheidung, zurückzuführen auf jenen Zug an ihm, der ausgeprägter ist als seine Liebenswürdigkeit und Loyalität – nämlich die Überzeugung, dass er eine politische Mission hat.

Im Unterschied zu fast allen Politikern, die ich kenne, will Gove etwas bewirken. Kein Zufall, dass im Büro dieses leidenschaftlichen Konservativen Plakate von Malcolm X und Lenin hängen. Gove ist ein Radikaler in der Tradition seines grossen Vorbilds Margaret Thatcher – keiner, der sich mit «Politik als Kunst des Möglichen» zufriedengibt.

Johnson dagegen ist ein Mann von geschmeidigen Überzeugungen. Vielleicht ahnte Gove, dass Johnson nicht die unbedingte Entschlossenheit besass, den Brexit so umfassend und rigoros umzusetzen, wie es dem Willen der Mehrheit entsprochen hätte – besonders im Hinblick auf die Personenfreizügigkeit. Vor die Wahl gestellt, die Demokratie oder den Freund zu verraten, entschied sich Gove, ohne zu zögern, für das Volk.

Die Ironie dieser traurigen Geschichte ist, dass nun vielleicht Innenministerin Theresa May freie Bahn hat, die grosse Hoffnung all jener enttäuschten EU-Anhänger, die sich vorstellen, dass mit ihr der Brexit im Sande verlaufen könnte. Zu Recht misstraut Gove der politischen Klasse. Die Briten haben das Referendum für sich entschieden, aber die antidemokratische Elite wird den Krieg am Ende vielleicht doch noch gewinnen.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

James Delingpole, Jahrgang 1965, ist Engländer, ehemaliger Musikkritiker und zählt heute zu den bekanntesten politischen Kolumnisten und Bloggern seines Landes.

Frauenwahl in London

Im Kampf um die Wahl zum neuen Tory-Leader und Premierminister gilt das Motto «Cherchez la femme»: ehrgeizige Frauen, wohin man blickt.

Von Nicholas Farrell

Das Messer, das Michael Gove seinem Freund und Brexit-Verbündeten Boris Johnson völlig unerwartet in den Rücken stach, stammte eindeutig von Goves 49-jähriger Frau. Sarah Vine ist Kolumnistin der *Daily Mail*. Zu ihren bevorzugten Themen gehören ihr Kampf mit Übergewicht, Menopause und Haarausfall, die Schlüsselrolle getrennter Schlafzimmer für eine glückliche Ehe sowie die Vorliebe ihres Mannes für orangefarbene Cordhosen und seine Fixiertheit auf Mick Jagers Penisgrösse.

Obwohl sie selber keine Schönheit ist, betreibt sie auch einen Blog über Schönheitstipps. Ihre wohl reichen Eltern leben in Monte Carlo, nachdem sie bereits 1979 im von Gewerkschaftsstreiks gebeutelten britischen «Winter of Discontent» nach Rom ausgewandert waren. Die im walisischen Swansea geborene Sarah ging erst in Rom zur Schule, wo sie nach eigenen Schilderungen wegen ihrer hellen Haut nicht an den Strand durfte. Sie besuchte keine Universität.

Letzte Woche haben wir erfahren, wie diese unelegante Intrigantin – vom Satiremagazin *Private Eye* als Sarah Vain (Sarah, die Eitle) verspottet – ihren 52-jährigen Ehemann herumkommandiert. In einer E-Mail an Gove, seit 2015 britischer Justizminister, erteilte sie diesem Weisungen, wie er mit Boris umgehen solle. Irrtümlicherweise war die E-Mail an einen Leser adressiert, der es an Sky News weiterreichte. Die Mail war für sie genauso peinlich wie für den Mann, mit dem sie zwei Kinder hat. Sie behandelt ihn darin wie einen Teenager. Die E-Mail wurde letzte Woche frühmorgens vor einem Treffen zwischen Gove und Boris Johnson gesandt. Unter keinen Umständen dürfe er mit Boris einiggehen, bellte sie: «Sei dein störrischstes Selbst.» Sie scheute auch nicht vor dem königlichen «Wir» zurück: «Ganz wichtig jetzt, dass wir uns auf einzelne Hindernisse konzentrieren und diese sorgfältig überwinden.» Das hatte sie schon in ihrer Kolumne in der *Daily Mail* unmittelbar nach der Brexit-Abstimmung getan: «Er – wir – sind nun beauftragt, die Befehle von 17 Millionen Menschen umzusetzen.» In einem Interview mit der *Mail* hatte Gove 2013 gesagt: «Sie ist der Boss, sie entscheidet und sagt, was ich zu tun habe.»

Bevor Gove Cameron in den Rücken fiel, indem er den Brexit unterstützte, waren Sarah Vine und Samantha Cameron enge Freundinnen gewesen. Vine ist Patentante von einem der drei Cameron-Kinder. Die beiden Familien machten mehrmals gemeinsam Ferien in Ibiza, wo sie gemäss verlässlicher Quelle Marihuana



«Sie ist der Boss»: Gove-Gattin Vine.

rauchten. Vine und Gove schätzen einen guten Drink. Inzwischen weigert sich Samantha Cameron, mit Sarah zu reden. Beim letzten Mal, als sie sich zufällig auf einer Party begegneten, rief Mrs. Cameron: «Du verdammte Verräterin!»

Die E-Mail war auch für ihre Arbeitgeber bei der *Daily Mail* höchst peinlich, denn darin warnte sie ihren Mann: «Ausschlaggebend ist, dass die Parteimitglieder nicht die nötigen Zusicherungen haben, um Boris zu unterstützen. Ebenso wenig Dacre und Murdoch, die Boris nicht leiden können, aber deinen Fähigkeiten genug vertrauen, um ein Boris / Gove-Ticket zu unterstützen.» Paul Dacre ist Chefredaktor der *Daily Mail*, dem Euro-Feind Rupert Murdoch gehören die Konkurrenzblätter *Sun* und *Times*.

Dacre soll empört über seine Kolumnistin gewesen sein – und siehe da: Zwei Tage später unterstützte die *Daily Mail*, die den Brexit von Anfang an mehr als jedes andere Blatt befürwortet hatte, nicht Gove, sondern Theresa May. Sie war in der Referendumskampagne für den Verbleib Grossbritanniens in der EU eingetreten. Die Überlegung der *Daily Mail* ist einfach: Nach dem Boris-Dolchstoss hat Gove keine Chance, in der ersten Abstimmungsrunde (an der nur Tory-MPs teilnehmen) genug Unterstützung zu bekommen. Und ausser ihm ist da niemand.

May wurde im konservativen Eastbourne an der Südküste geboren. Im Gegensatz zu vielen

Top-Tories besuchte sie keine Privatschulen, wurde aber in Oxford zum Geografiestudium zugelassen, bevor sie mehrere Jahre bei der Bank of England arbeitete. 1997, als Tony Blair an die Macht kam, wurde sie zum ersten Mal ins Unterhaus gewählt. Seit 1980 ist sie mit einem Banker verheiratet. Das Paar hat keine Kinder. 2012 wurde bei May Diabetes diagnostiziert. Die Tochter eines anglikanischen Geistlichen glaubt an Gott und geht in die Kirche. Sie ist auch Feministin; sie war 2002 die Erste, die die Tories als «the nasty party» bezeichnete: fiese Partei.

«Seither hat sich so viel geändert»

Trotz ihres lauen Eintretens für den Verbleib in der EU verspricht sie, dass «Brexit Brexit bedeutet». Aber die 59-jährige Innenministerin hat es versäumt, die Rekorderinwanderung zu kontrollieren (330 000 im Jahr 2015, die Hälfte aus EU-Ländern), trotz Camerons Wahlversprechen, sie auf ein paar zehntausend Einwanderer zu reduzieren.

Andrea Leadsom, die zweite weibliche Kandidatin für die Parteiführung der Tories, war klar für den Brexit. Wie Gove hatte sie versprochen, Boris' Versuch zu unterstützen, neuer Leader der Tories zu werden, wenn sie dafür einen Spitzenposten in der neuen Regierung bekäme. Aber als Gove sich von Boris abwandte, tat sie dasselbe. Die 53-Jährige absolvierte nach einer staatlichen Schule an der Warwick University ein Studium in Politikwissenschaft. Bis zu ihrer Wahl 2010 arbeitete sie als Bankerin. Ihre Eltern, ein Baustoffhändler und eine Krankenschwester, liessen sich scheiden, als sie vier war. In einem TV-Interview lehnte sie es ab, ihre Steuererklärung öffentlich zu machen (sie besitzt Offshore-Fonds und eine Immobilienfirma). Mit dem Geschäftsmann Ben Leadsom hat sie drei Kinder.

Sie hat sauberere Hände als Gove und geniesst somit mehr Unterstützung, aber nicht genug, um May zu besiegen. Wenn sie es schafft, in der ersten Runde (nur Tory-Abgeordnete) die Liste der Kandidaten auf zwei zu stutzen und als Nummer zwei in die zweite Runde zu gehen, hat sie eine Chance. Die Basis ist für den Brexit, die Abgeordneten sind dagegen. Leadsom ist heute für den Brexit; noch vor drei Jahren hielt sie ihn für «ein wirtschaftliches Desaster». In Interviews sagt sie zu ihrem Sinneswandel immer dasselbe: «Seither hat sich so viel geändert.»

Aus dem Englischen von Beatrice Schlag



Aus Himmel wird Hölle: Warteschlange vor einem Supermarkt in Caracas.



Gewalt ausser Kontrolle: Gang-Patrouille.

Verlottertes Kinderparadies

Venezuela ist gesegnet mit den grössten Erdölreserven der Welt und geschlagen mit dem Fluch des unverdienten Reichtums. Die Frage ist kaum noch, ob, sondern wann wieder ein Hungeraufstand stattfinden wird. *Von Ruedi Leuthold*

Niemand will nach Venezuela. Lufthansa, Alitalia und die brasilianische Gesellschaft Gol haben ihre Flüge nach Caracas gestrichen, wo der Hamburger, zum offiziellen Kurs berechnet, 170 Dollar kostet. Wo die Mordrate höher ist als in jeder anderen Stadt der Welt. Wo ein Universitätsprofessor so viel verdient, wie drei Biere kosten, nur dass er kein Bier mehr bekommt, weil dem grössten Produzenten des Landes die Devisen fehlen, um Gerstenmalz zu importieren. Wo die Beamten, um Strom zu sparen, schon angehalten wurden, nur noch zwei Tage zu arbeiten. Wo der Präsident unerschütterlich die CIA und den internationalen Imperialismus für die Katastrophe verantwortlich macht und sein Volk salbungsvoll tröstet: «Gott ist mit uns!»

Revolution für Armselige

Venezuela – gesegnet mit den grössten Ölreserven der Welt, geschlagen mit dem Fluch eines unverdienten Reichtums. 1989 kam es in Caracas zu einer Hungerrevolte gegen eine verschwenderische Elite und korrupte Parteien, die den Aufstieg von Hugo Chávez erst möglich machten. Der aufrührerische Oberstleutnant erfand den «Sozialismus des 21. Jahrhunderts», ersetzte den aufklärerischen Gedanken durch den Weihrauch des Religiösen. Er schenkte

seinem Volk den Himmel (Gratisbenzin), einen Propheten (den Unabhängigkeitshelden Bolívar) und einen Teufel (die USA).

So wurde aus Venezuela ein Operettenstaat, und sein Fürst wurde bewundert und belächelt, wenn er die Uhren seines Staates um eine halbe Stunde vorstellen liess oder wenn er am Rednerpult der Uno noch den Schwefel wahrnahm, den sein teuflischer Vorredner, der amerikanische Präsident, hinterlassen hatte. Damals war Venezuela der fünftgrösste Ölproduzent der Welt, der Ölpreis war auf über hundert Dollar gestiegen, Venezuela importierte Whisky und Luxusautos und exportierte zur allgemeinen Belustigung seine Revolution für Armselige: Sonntagspredigten statt Bildung, subventionierter Konsum statt Investitionen in Bildung und Infrastruktur.

Im Jahr 2013 ernannte Hugo Chávez, tödlich an Krebs erkrankt, den Buschauffeur Nicolás Maduro zu seinem Nachfolger, dann sank der Ölpreis auf dreissig Dollar, und plötzlich ist aus dem Kinderhimmel eine Hölle geworden. Die Frage ist kaum noch, ob, sondern wann wieder ein Hungeraufstand stattfinden wird.

Sechsunundneunzig Prozent der Einnahmen Venezuelas stammen aus dem Export von Erdöl, und das reicht nicht mehr, um damit 70 Prozent der im Land benötigten Lebensmittel ein-

zuführen, nebst vielen anderen Dingen wie Medikamenten und Zeitungspapier. Die Inflation ist laut Internationalem Währungsfonds auf 720 Prozent gestiegen und soll im nächsten Jahr 2200 Prozent erreichen. 70 Prozent der Bevölkerung leben in Armut – es ist der nie gesehene wirtschaftliche und moralische Kollaps eines reichen Landes, angelegt in den Zeiten, als Hugo Chávez mit demokratischen Mitteln das System der demokratischen Kontrollen ausser Kraft setzte. Und als die Rothemden, die Schlägertruppen der Regierung, ungestraft Gegner verprügeln und im vielfältigen Strassenhandel missliebige Konkurrenten vertreiben konnten. Aus dieser Umgebung kommen die Leute, die sich jetzt in den Läden das wenige zu einem festgelegten Preis verkaufte Shampoo und Toilettenpapier ergattern und dann zum Vierzigfachen des offiziellen Preises verschachern.

Theoretisch könnte ein Venezolaner mit hundert auf dem Schwarzmarkt gewechselten Dollar genug Benzin kaufen, um damit mit einem Hummer H1 elfmal den Erdball zu umkreisen. Praktisch kann er kaum das Haus verlassen. Die Gewalt ist ausser Kontrolle geraten. Caracas ist mit 120 Morden pro 100 000 Einwohner die gefährlichste Stadt der Welt. Im letzten Jahr wurden 344 Sicherheitsleute getötet – nur, um an



«Verrückter als eine Ziege»: Präsident Nicolas Maduro (l.).

deren Waffen zu kommen. Blitzentführungen gehören zum täglichen Risiko. Aber auch die Verbrecher leben gefährlich: In den ersten vier Monaten dieses Jahres zählten Menschenrechtsorganisationen 74 Lynchmorde.

Bei den Parlamentswahlen Ende des vergangenen Jahres gewann die Opposition die Mehrheit, zum ersten Mal seit sechzehn Jahren. Sie hat jetzt eine Kommission gebildet, die untersuchen soll, wo die 200 Milliarden Dollar verblieben, die während der letzten dreizehn Jahre beim Import von Lebensmitteln verschwunden sein sollen.

Denn auch das war die ganze Salbaderei vom Sozialismus des 21. Jahrhunderts, die tausendfach beschworene Liebe zu den Armen – Mäntelchen für einen fröhlichen Raubzug auf die Staatskasse, Maske für eine Kleptokratie, bestehend aus Funktionären, Offizieren der Armee und einem sogenannten neuen, mit der Regierung verbundenen Bürgertum.

Präsident Maduro ignoriert das Parlament – er regiert jetzt zusammen mit dem von Parteianhängern besetzten Obersten Gerichtshof und zählt auf die Unterstützung der Militärspitze. Mit der Ausrufung des Notstandes hat er sich zusätzliche Macht verschafft, um über das Parlament hinwegzuregieren.

Aber sieben von zehn Venezolanern haben genug von der Regierung Maduro, und das politische Ventil für die Unzufriedenheit ist ein Referendum für Neuwahlen, vorgesehen in der Verfassung. Die oppositionellen Kräfte haben sich zusammengefunden in der Furcht vor einer unkontrollierbaren sozialen Explosion, die in einem militärischen Staatsstreich endet, und der Hoffnung auf eine friedliche Verabschiedung Maduros.

Einen ersten Schritt zum Referendum – ein Prozent beglaubigte Wählerstimmen – haben sie geschafft. Jetzt brauchen sie die Unterschriften von 20 Prozent der Wahlberechtigten, und dann müssen sie bei der Abstimmung, die damit fällig wird, mindestens eine Stimme mehr erreichen, als Maduro bei den Wahlen 2013 erreichte. Das Referendum muss noch in diesem Jahr stattfinden. Findet es erst 2017 statt, gäbe es keine Neuwahlen, der Vizepräsident würde das Amt übernehmen.

Nichts deutet darauf hin, dass Maduro das Referendum anerkennen oder rechtzeitig durchführen lassen will. Jedenfalls hat er schon versichert, dass es keinesfalls in diesem

«Was passiert, wenn Maduro Panzer auf die Strasse schickt? Werden die Offiziere ihm folgen?»

Jahr stattfinden werde. Er zählt auf seine Schlägertruppen, auf eine gekaufte Justiz und auf Rückhalt aus dem Jenseits – von seinem Obersten und ewigen Kommandanten, vom Christus der Armen, wie er ihn nennt, von seinem Vorgänger Hugo Chávez. Maduro hat über hundert Oppositionelle ins Gefängnis gesteckt, gegen Proteste lässt er die Armee auffahren.

Ende Mai empfahl der Uruguayer Luis Almagro, Generalsekretär der Organisation Amerikanischer Staaten, die demokratische Legitimation der venezolanischen Regierung zu überprüfen. Worauf Maduro Almagro als Verräter und Agenten der CIA beschimpfte. Was José «Pepe» Mujica, den linken Expräsidenten von Uruguay, beweg, endlich die

Wahrheit über Maduro auszusprechen: «Der ist verrückter als eine Ziege.»

Niemand will Öl ins Feuer giessen

Deswegen halten sich auch die Nachbarn mit Kritik zurück. Dieser Mann, Pförtner eines verlotterten Kinderparadieses, ist zu allem fähig, auch dazu, sein Spielzeug zu zerstören, bevor es ihm jemand wegnimmt. Niemand will angesichts der prekären sozialen Situation in Venezuela Öl ins Feuer schütten. Brasilien und Argentinien haben ihre Regierungen, die den Chavisten zugetan waren, verabschiedet, jetzt mahnen sie leise zum Dialog. Die USA, denen schon die Provokationen von Hugo Chávez egal waren, haben andere Probleme.

Damit bleiben die Oppositionellen in Venezuela ziemlich alleine. Ihr Chef, Henrique Capriles, befürchtet, dass Maduro lieber einen Militärputsch in Kauf nimmt als die Schmach, vom Volk abgewählt zu werden. «Das bringt Venezuela in eine extrem gefährliche Situation», sagte Capriles in einem Interview mit der spanischen Zeitung *El País*. «Was passiert, wenn Maduro Panzer auf die Strasse schickt? Werden die Offiziere ihm folgen, oder kommt es zu einer Rebellion? Wer wird einen Aufstand in die Schranken weisen? Wird die Armee Menschen umbringen, oder wird sie die Macht übernehmen und Maduro verjagen?»

Die Spitze des Militärs, weitgehend eingebunden ins lukrative Geschäft mit dem Öl, steht auf der Seite Maduros. Aber die Soldaten leiden mit der Bevölkerung unter dem Versorgungsnotstand. Auf welcher Seite werden sie stehen, sollte es zur Revolte kommen? – die Frage ist kaum noch, ob, sondern wann. ○



Hommagen der nächsten Generation: Nina Simone in Montreux, 1968.



Damals in Montreux

Von Peter Rüedi

Auch Festivals kommen in die Jahre, auch das Montreux Jazz Festival. Es gibt nicht wenige, die mit Frank Zappa meinen, «der Jazz» selbst sei eine alte und etablierte Kunst geworden («Jazz isn't dead, it just smells funny»). Tatsächlich war Claude Nobs, dem 2013 verstorbenen Gründer – ihm sollten Puristen bald vorwerfen, die Idee eines ursprünglichen Jazzfestivals an den Kommerz des grossen Geschäfts mit Rock und Pop zu verraten –, schwer zu widersprechen, wenn er schon im zweiten Jahr seines Events vorausschauend verkündete: «Der Jazz muss seine ursprüngliche Bestimmung als eine populäre Kunst wiederfinden.»

Der Satz war das Motto für die gesamte Entwicklung der Montreux-Festivals in den fünfzig Jahren seines Bestehens. Das Gewicht verschob sich zunehmend in Richtung prominenter Superacts aus den mehrheitsfähigen Genres. Ein symbolisches Ereignis war der Brand des alten Casinos während eines Konzerts des genannten Frank Zappa 1971. Kaum mehr zu glauben, heute, wie bescheiden alles anfing – mit wenigen prestigösen Engagements amerikanischer Stars wie Charles Lloyd (mit seinem «Flower Power»-Quartet: Keith Jarrett am Piano, Ron McClure am Bass und Jack DeJohnette am Schlagzeug), Bill Evans, oder, im zweiten Jahr, mit der exzentrischen Nina Simone, die ihre gefühlten 1,90 m Körpergrösse in ein bizarres Netzgewand hüllte, das Publikum mit endlosen Ansagen nervte und mit ihrem dunkel vibrierenden Alt am Ende doch hinriss.

«Swiss Movement»

Damals präsentierte Montreux noch einen Wettbewerb der europäischen Radiostationen, bei dem Musiker wie Jan Garbarek, Kenny Wheeler, John Taylor, John Surman, Palle Mikkelborg zu entdecken waren. Bald verbreiteten Live-Aufnahmen aus Montreux den wachsenden Ruhm der in ihrer Fin-de-Siècle-Hotellerie etwas vermufften Touristendestination, mit «Swiss Movement» erreichten Les McCann und Eddie Harris für Jazzler unglaubliche Pop-Auflagen. Jetzt verbeugt sich Nobs' Nachfolger Mathieu Jaton vor den Anfängen: mit einem Eröffnungskonzert von Charles Lloyd, mit Homagen der nächsten Generation (Lisa Simone, Dweezil Zappa) und einer «eigentlichen» Jazzschiene im intimen Montreux Jazz Club. Denn, erstaunlich: Zappas anrühiger Jazz erweist sich *some ten years after* als frischer als die meisten Altherren-Rock-Revivals.

Montreux Jazz Festival: bis 16. Juli

50 Summers of Music. Textuel. 400 S., 69 Franken

Bestseller

Belletristik

- 1 (–) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Flut
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 2 (1) **Guillaume Musso:** Vierundzwanzig
Stunden (*Pendo*)
- 3 (2) **Donna Leon:** Ewige Jugend (*Diogenes*)
- 4 (3) **Jojo Moyes:**
Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 5 (5) **Hazel Brugger:**
Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 6 (7) **Joël Dicker:** Die Geschichte der
Baltimores (*Piper*)
- 7 (6) **Viola Shipman:** Für immer in deinem
Herzen (*Fischer Krüger*)
- 8 (4) **Blanca Imboden:** Schwingfest
(*Wörtersch*)
- 9 (8) **Harlan Coben:**
Ich schweige für dich (*Goldmann*)
- 10 (9) **Jonas Jonasson:** Mörder Anders
und seine Freunde ... (*Carl's Books*)

Sachbücher

- 1 (3) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden
für Anfängerinnen (*Wörtersch*)
- 3 (4) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 4 (5) **Ronald Gohl:** Unser Weltrekord-Tunnel
Gotthard (*Weltbild*)
- 5 (1) **Roger Schwinski:**
Ich bin der Allergrösste (*Kein & Aber*)
- 6 (–) **Bud Spencer:** Was ich euch noch sagen
wollte ... (*Schwarzkopf & Schwarzkopf*)
- 7 (–) **Daniela Katzenberger:**
Eine Tussi sagt «Ja!» (*Börsenmedien*)
- 8 (6) **Peter Wohlleben:**
Das geheime Leben der Bäume (*Ludwig*)
- 9 (7) **Peter Wohlleben:**
Das Seelenleben der Tiere (*Ludwig*)
- 10 (8) **Thomas Widmer:**
Schweizer Wunder (*Echtzeit*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Jandls Glückwunsch

Er war der grösste Wortkünstler seiner Zeit, der Grossmeister der Lautgedichte – bei ihm kommt das Schwere so leicht und heiter daher, dass man oft erst im Nachhinein realisiert, worüber man eben gelacht hat. Kürzlich sind Ernst Jandls (1925–2000) gesammelte Werke in sechs Bänden herausgekommen, jede der 3712 Seiten ist ein Genuss. Als Kostprobe das Gedicht «glückwunsch»:

wir alle wünschen jedem alles gute:
dass der gezielte schlag ihn just verfehle;
dass er, getroffen zwar, sichtbar nicht blute;
dass, blutend wohl, er keinesfalls verblute;
dass, falls verblutend, er nicht schmerz empfinde;
dass er, von schmerz zerfetzt, zurück zur stelle finde
wo er den ersten falschen schritt noch nicht gesetzt –
wir jeder wünschen allen alles gute

Ernst Jandl: Werke in sechs Bänden. Luchterhand.
3712 S., Fr. 125.–

Autoren

Verhör unter Feinden

Markus Werner beschreibt in seinem Werk kompromisslos die Spuren, die der Zeitgeist in den Seelen der Menschen hinterlässt. Mit seinem Tod verliert die Schweiz einen der letzten grossen Literaten. *Von Pia Reinacher*

Seine Wortkargheit, seine Widerborstigkeit, seine Lust an der Verweigerung war ebenso legendär wie ungewöhnlich. Es gibt kaum einen Schriftsteller, der sich jeder Form von journalistischer Neugierde derart gekonnt entzog wie Markus Werner. Ton- oder Bild-dokumente über den im thurgauischen Eschlikon geborenen und zuletzt in Schaffhausen lebenden Autor gibt es kaum. Die Werke des 71-Jährigen zählen zur Spitze der Schweizer Literatur. Spätestens seit dem Erfolg des Romans «Am Hang» (2004) war er auch international angesehen. Interviews gewährte er fast nie. Tat er es ausnahmsweise doch – wie dem *Tages-Anzeiger*-Journalisten Res Strehle, der ihn anlässlich des spektakulären Erfolgs von «Am Hang» befragte –, kommt man beim Wiederlesen aus dem Lachen nicht heraus: Das ist kein Gespräch, sondern ein listiges Ins-Leere-laufen-Lassen. Eine Kreuzung von subtiler Belehrung und unverhohlener Abmahnung.

«Begreifen, was uns ergreift»

Als nämlich der Ökonom Strehle immer noch nicht begreifen wollte, dass seine Frage nach dem autobiografischen Hintergrund der Dreiecksgeschichte im Roman «Am Hang» erstens grundsätzlich falsch ist und zweitens von einem Tarnungskünstler wie Markus Werner niemals beantwortet werden würde, griff ihn der ehemalige Deutschlehrer der Kantonschule Schaffhausen umstandslos an. Strehle hätte wissen müssen, dass Markus Werner bei Emil Staiger (über Max Frisch) promovierte hatte, einem der prominentesten Vertreter der werkimmanenten Interpretation – eine Literatursicht, die ausserliterarische Referenzsysteme zur Textauslegung wenn nicht ganz ablehnt, so doch hochgradig in Frage stellt. Für Staiger galt die textnahe Interpretation – «zu begreifen, was uns ergreift». Einen in dieser Tradition grossgewordenen Schriftsteller fragt man nicht ungestraft und mit leicht voyeuristischem Unterton, ob der Betrüger und der Betrogene des Romans, die sich ein verbales Duell um die verlorene Geliebte liefern, eventuell biografische Züge des Autors tragen. «Weiss der Kuckuck, warum das die Leser immer so interessiert. Als ob die Antwort zum besseren Verständnis der Figuren und des Romans beitragen könnten», holte der sonst so leise Schriftsteller plötzlich laut und deutlich aus und fügte unbarmherzig an: «Und selbst dann, wenn es mir möglich wäre, Ihre –

entschuldigen Sie – ziemlich klobige Frage zu beantworten, käme ich nicht in Versuchung, mich auszuplaudern.»

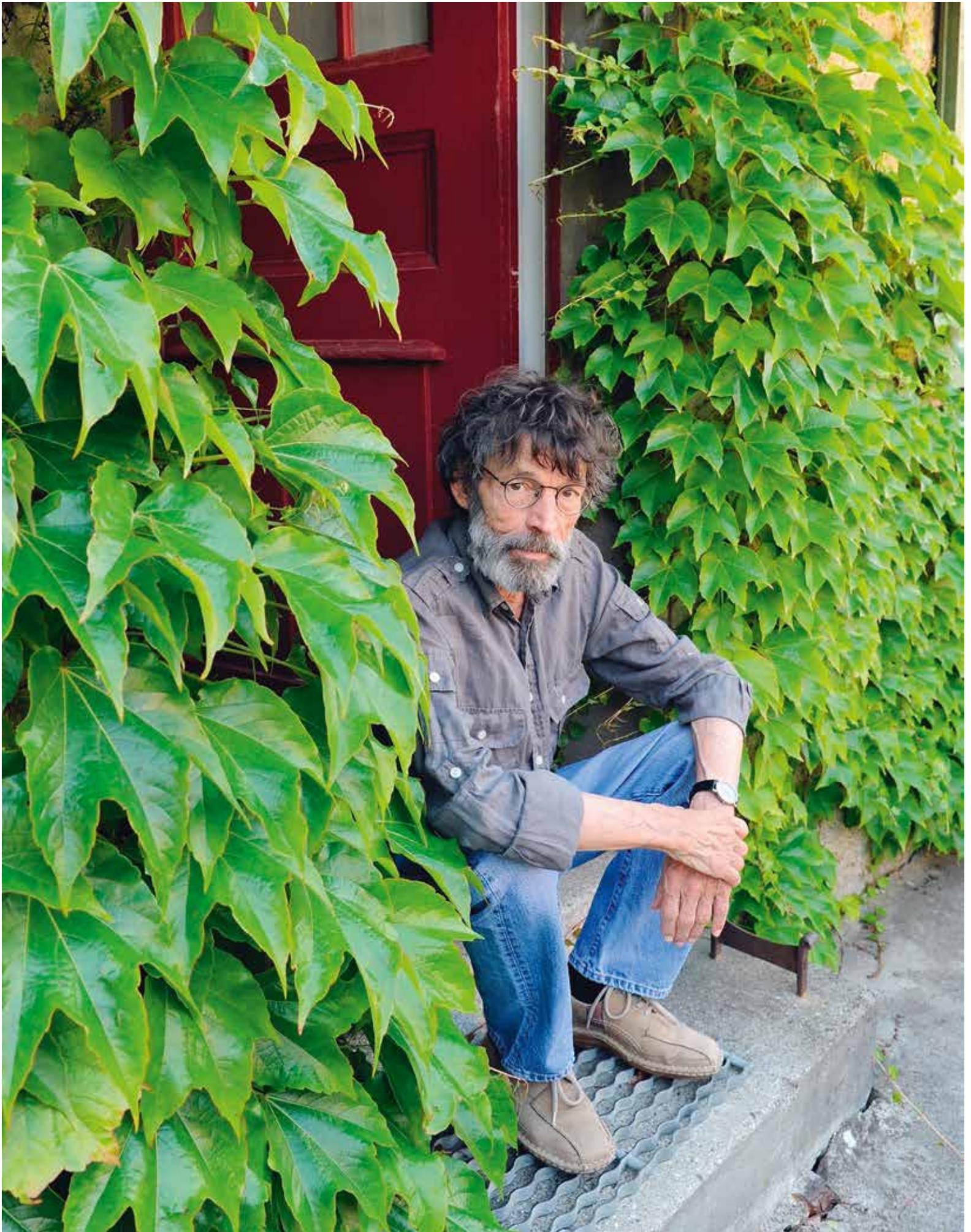
Schon Jahre vor seinem Tod am vergangenen Sonntag hatte Markus Werner ganz aufgehört, in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Den ehemaligen starken Raucher zwang eine Lungenkrankheit, sich ganz aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Auch schreiben konnte er nicht mehr. Kürzlich wurde er mit dem mit 40000 Franken dotierten Pro-Litteris-Preis 2016 aus-

«Er ist Schriftsteller von umfassender Bildung. Er vermag exakt zu denken und glänzend zu formulieren.»

gezeichnet – seine Frau Katharina und seine Töchter nahmen anstelle des schwer Erkrankten an der Preisverleihung in Biel teil.

Marcel Reich-Ranicki hatte natürlich völlig recht, als er 2004, anlässlich seiner Lobrede auf den Roman «Am Hang» im *Spiegel*, den Autor so charakterisierte: «Den Schweizer Markus Werner braucht man darüber [über die Form eines Romans] nicht zu belehren. Er ist Schriftsteller von umfassender Bildung. Er vermag exakt zu denken und glänzend zu formulieren. Seine Intelligenz kann sich sehen lassen, was man unseren Romanciers nur selten nachrühmen darf, und er hat viel zu sagen.» Mit seinem euphorischen Artikel beschleunigte Reich-Ranicki nicht nur den Leser- und Verkaufserfolg in Deutschland. Er definierte auch exakt die künstlerischen und analytischen Vorzüge des Schweizer Schriftstellers. Was ein Roman sei, bestimme der, der ihn schreibe, meinte der Kritiker und attestierte dem Schweizer Autor, dass er spätestens mit dem Roman «Am Hang» – seinem letzten – zu den besten deutschsprachigen Schriftstellern seiner Generation gehöre.

Ob wahr oder unwahr, realistisch oder erfunden, eines weiss der Autor und Literaturwissenschaftler Markus Werner nämlich ganz genau: Eine Figur muss für sich selbst stehen und aus sich selber heraus authentisch sein. Die eigene Biografie gibt höchstens das Primärmaterial ab. Sie ist die Knetmasse, die der Autor so lange verfremdet und stilisiert, bis ein literarisches Universum entsteht, in dem der Leser sich wiedererkennt und Antworten auf seine existenziellen Fragen findet. In allen Romanen Markus Werners geht es dabei um



Lakonie auf höchstem Niveau: Markus Werner.

die Suche nach Wahrheit und richtiger Lebensführung. Seine Helden stolpern über die Banalität der Wirklichkeit, scheitern an den Unwägbarkeiten der Liebe und des Schicksals, erliegen krankhaften Trugschlüssen und stürzen aus selbstverschuldeten Versäumnissen.

Sein Lieblingsszenario ist aber jenes des plötzlichen Ausstiegs aus Privatleben und Beruf. Immer interessieren ihn kriselnde Existenzen, die – krank, zwischen Leben und Tod hängend, von der täglichen Mühsal angewidert oder von der Liebe enttäuscht – von einem Tag auf den anderen alle Beziehungen kappen. Ist diese Versuchsanordnung einmal vorgegeben, entzündet sich Markus Werners Fantasie. Das Szenario scheint die individuelle Voraussetzung seines Schreibens zu sein. Wo genau der mögliche Schnittpunkt zwischen Buch und privater Biografie liegt, ist dabei weiter nicht von Interesse. Ergebnis ist in jedem Fall ein Experiment über einen Lebensausschnitt, das aber nach den Gesetzen der Literatur funktioniert – und den Leser je nachdem verstört oder begeistert.

Sucht nach Abenteuer

Bereits in seinem vielbeachteten Erstling, «Zündels Abgang» (1984), stolpert der Lehrer Konrad Zündel über eine vermeintliche Affäre seiner Frau und steigert sich in eine Verletztheit, die jedes gemeinsame Weiterleben verunmöglicht. Markus Werner ist aber nicht nur ein Camoufleur, er ist auch ein Anhänger detektivischer Macken, die ab und zu irritieren können. Im dritten Roman, «Die kalte Schulter» (1989), lässt er Judith ausgerechnet nach einem Treueschwur, der für den gescheiterten Maler Wank überlebenswichtig ist, an einem harmlosen Bienenstich sterben. Dabei gelingt es dem Autor meistens, aber nicht immer, süßliche Gefühle zu vermeiden: Das ist seiner ironischen Sprache zu verdanken und dem unterschwelligem Witz. Keinen Augenblick kommt so im Kranken- und Lebensbilanzmonolog des Denkmalpflegers Hatt, der nach zwei Herzinfarkten auf eine Transplantation wartet, Selbstmitleid auf. Im vierten Roman, «Bis bald» (1992), schlagen Situationskomik und Sprachwitz den nervösen Takt des Erzählens und übertönen die Herzenssprache des Denkmalpflegers, der sein Leben inventarisiert und dabei in Herzensangelegenheiten eine klägliche Bilanz verpasster Möglichkeiten zieht. Ab und zu geht der Schuss auch daneben, zu kurios sind dann die Ingredienzien, die der Autor aufmischt: Im zweiten Roman, «Froschnacht» (1985), erliegt Pfarrer Thalman dem Lockruf der Sexualität und bringt sich um seine bürgerliche Reputation. In «Der ägyptische Heinrich» (1999) ruiniert sich ein Seidenhändler aus Zürich, der nach Ägypten auswandert, mit seiner Sucht nach Abenteuer.

Wer so schreibt, erringt leichthin das Lob seiner Schriftstellerkollegen – was in diesem



Geist- und klippenreiches Duell zweier Männer: Filmstill aus «Am Hang».

kompetitiven Umfeld, dazu noch in der engen schweizerischen Literaturszene, keine Selbstverständlichkeit ist. Die Besten unter ihnen gönnen es Werner auf Augenhöhe. Peter Stamm gibt unumwunden zu, dass Markus Werners Bücher zu seinen liebsten gehören. Dessen Sprache nennt er «hochpräzise gearbeitet, elegant und differenziert, reich und virtuos». Der 2014 verstorbene Urs Widmer, auch er sowohl Autor wie Literaturwissenschaftler, hat die prekäre Sache mit der Liebe und dem Tod auf den Punkt gebracht: Einmal abgesehen davon, dass Literatur immer auch Trost sei, Trost für den Leser, Trost für den Schreibenden aber auch, müsse man sagen, dass Markus Werners Werk in der Stille dröhne und alles andere als beruhigt sei: «Die Fähigkeit, dem Entsetzlichen (und dieses unaufhörliche Sterben von allem ist entsetzlich) eine Form geben zu können, ist etwas Wunderbares. Wenn wir, lesend, daran teilhaben dürfen, wie strukturloses Leiden Form wird. Das ist der Sieg, den Markus Werner mit jedem Buch glanzvoll errungen hat», schreibt er 2006 in einer Hommage an den Kollegen. Es mache den Leser glücklich, und es kräftige ihn auch.

Literarischer Höhepunkt von Werners Werk ist und bleibt ohne Zweifel «Am Hang». Extrem vergnüglich immer wieder zu lesen ist es schon wegen des geist- und klippenreichen Duells zweier Männer – aber es ist natürlich noch viel mehr. Was mal als lauernde, mal als feurige, in jedem Fall aber sprachmächtige Debatte zweier eloquenten Männer daherkommt, ist in Wahrheit eine verdeckte, maliziöse Abrechnung eines Betrogenen mit dem Typ, der ihm die Frau weggenommen und zerstört hat. Ein über fünfzigjähriger Altlinker und Lehrer für tote Sprachen knöpft sich den smarten jüngeren Scheidungsanwalt vor, dessen Hang zum Leichtsinns sich im Schürzen-

jägertum zeigt, das «keine Investitionen in die Frau» zum Ziele hat, sondern nur unverbindliches Vergnügen beziehungsweise die Konsumation von Sex.

Zwei Nächte lang ziehen sich die Gespräche zwischen den beiden Männern dahin: ein Freundschaftsdiskurs, der in Wahrheit ein Verhör unter Feinden ist. Beide lügen, jeder täuscht schamlos den anderen. Loos wird zum störrischen Richter über den Ehebruch, Clarin zum geistreichen Kritiker der bürgerlichen Ehe, die nichts weiter sei als ein regelhafter Abstieg von der Himmelsleiter in die Hölle, vom Begehren zur lieben Gewohnheit, von der Leidenschaft zum Höllenfeuer. Schliesslich schlage die Stunde der diplomierten Berater, dann, als letztes Aufzucken, die der durchsichtigen Négligés – und als Schlusspunkt jene der Scheidungsanwälte. Loos' Ziel: Clarin damit zu konfrontieren, dass er an ihm und seiner Frau schuldig geworden sei. Am Ende geraten alle Gewissheiten ins Wanken – «alles dreht sich». Loos steht plötzlich als verkrampter Moralist da, der seine Frau regelrecht in die Arme des jüngeren, attraktiven Clarin getrieben hat. Tatsächlich wird hier ein moralisches Lehrstück gegeben. Markus Werner verhandelt die Banalität des Bösen, die zerstörerischen Wirkungen des hedonistischen Zeitgeistes, die verwerflichen Folgen missbrauchter Liebe und die verheerenden Auswirkungen einer zerfallenden Emotions- und Beziehungskultur.

Karikatur der Liebesunfähigkeit

Markus Werner, der fünf Jahre an seinem Roman geschrieben hat, überbietet sich quasi selber. Er brilliert und verblüfft mit all seinen Fähigkeiten, die sich schon früher in Spurenelementen zeigten – jetzt aber in konzentrierter Form ein literarisches Feuerwerk entfachen: einer federleichten Sprache, einem

entlarvendem Humor, einer pointenreichen Sprache, einer scharfzüngigen Kritik, einer vernichtenden Analyse gesellschaftlicher Fehlentwicklungen, einer immensen Bildung. Alles verdichtet sich auf einen Schlag. Jeder Satz ist aufgeladen und öffnet unausgesprochen weitere Sinnräume. Nur zwei Beispiele: Wie er es schafft, das biblische Bild der Himmelsleiter, wie sie dem Patriarchen Jakob im Traum erschien, diskret für seine Zwecke einzusetzen und in eine schreiende Karikatur der Liebesunfähigkeit des modernen Menschen zu verwandeln, ist hohe Kunst. Im Traum des Patriarchen stiegen die Engel vom Himmel zur Erde und führten wiederum

Werner löst die vornehmste Pflicht der Literatur ein: Aufklärung unter dem Deckmantel der Unterhaltung.

Menschen in den Himmel – in Markus Werners Roman degeneriert die Himmelsleiter zur Stufenleiter der ehetechnischen Liebesunfähigkeiten respektive des Höllenfeuers.

Und: Seine Abrechnung mit den längst pervertierten und ins Gegenteil verkehrten ursprünglichen Idealen der Altlinken, die durch die Verführung von Macht und Geld längst ihre Ziele über Bord geworfen und zu Mitmachern geworden sind, ist an Gnadenlosigkeit und Deutlichkeit nicht zu überbieten. Lustig eigentlich, dass diese Schlüsselstellen offenbar gerade von Altlinken gerne überlesen werden, obwohl gerade sie nachdenklich stimmen sollten: «So ist das, Herr Clarin, so war es immer, weshalb sich Nostalgie verbietet, ich habe früh erlebt, wie meine Weggefährten zu Schmierölfabrikanten jenes Rades wurden, dem sie einst in die Speichen greifen wollten. [...] Als der einigermaßen gebändigte Markt unbändig zu werden begann, ja ausser Rand und Band geriet und schamlos ehrlich zeigte, dass er Moral nicht einmal mehr als Mäntelchen benötigte und so etwas wie Menschenwürde als drolliges Relikt der krepierenden Linken begriff, da sassen viele Alterskameraden bereits in den Sesseln (auf allerlei Posten) und machten mit und sagten sich: Nur wer sich ändert, bleibt sich treu.»

Lapidarer, lakonischer und darum wirkungsvoller könnte man seine Botschaften nicht vermitteln. Markus Werner liefert hier eine Einschätzung des Zeitgeistes auf höchstem Niveau. Seine Werke lösen die vornehmste Pflicht der Literatur ein: Aufklärung zu leisten unter dem Deckmantel der Unterhaltung – mit dem Ziel, das Unangenehme, Verdrängte, ins Unbewusste Abgeschobene wieder ans Licht zu holen und seine Leser damit zu konfrontieren.

Die Bücher von Markus Werner erscheinen im S.-Fischer-Verlag.

Schweizer Klassiker

Sprachgewaltiger Wortwitz

«Die Künstliche Mutter» von Hermann Burger ist eine lohnende Lektüre, gerade im Gotthard-Jahr. Der Autor fand im heilenden Stollen keine Heilung. Er beging den «Skandal eines Privatdozenten-Suizids». Von Christoph Mörgeli

Der begabte, ja überbegabte Hermann Burger war wie seine Romanfiguren ein hochgefährdeter Einzelgänger. Er liess sich nicht vereinnahmen. Schon sein Gedicht «An alle Linksextremisten» von 1968 missfiel den Schriftstellerkollegen. Zu allem Überfluss war Burger auch Mitglied des Rotary Clubs Aarau und des Männerchors Brunegg, Ferrari-Fahrer und passionierter Zigarrenraucher. Vor allem aber ein unglaublicher Sprachzauberer, ein umfassender Literatur- und Geschichtskenner, ein Fantast, Humorist, Satiriker und – Leidender.

In Burgers «Künstlicher Mutter» verliert Wolfram Schöllkopf, «Privatdozent für neuere deutsche Literatur und Glaziologie» an der «Abteilung für Geistes- und Militärwissenschaften der Eidgenössischen Technischen Universität», seinen Lehrauftrag (Burger selber war Germanistikdozent an der ETH Zürich). Schöllkopf sprach in seiner Antrittsvorlesung über die «subversiven Literaten», die sich in den «sechziger Jahren behaglich am Jurasüdfuss eingerichtet» hätten; eine herrliche Anspielung des Autors auf Peter Bichsel, Otto F. Walter und auf sich selber. Schöllkopf will sich im Hochschulgebäude in die Tiefe stürzen, was aber eine Herzattacke gnädig verhindert. Nach der Rehabilitierung entschliesst er sich zu einer Kur in Göschenen. Schöllkopfs



Gebärkanal der eisigen Mutter: Autor Burger.

Krankheit besteht in einer «Unterleibsmigräne» (sprich Impotenz), vor allem aber in einem den ganzen Körper bedeckenden Muttermal. Der Therapie des «Omnipatienten» dient eine «Mamamnese», die denn auch diagnostische Klarheit schafft: «Wolfram Schöllkopf ist ein gefrorenes Meer an entbehrten Gutenachtküssen.»

Tatsächlich hat der in Menziken aufgewachsene Hermann Burger an der Gefühlskälte seiner Mutter – einer gelernten Hausbeamtin – gelitten. Seine Depressionen liess er ebenso regelmässig behandeln wie der Romanheld Schöllkopf, der durch allerhand Täuschungen den militärisch untersagten Zugang zum Therapiezentrum im Gotthard-Innern schliesslich doch noch findet. Dort unterzieht er den geschundenen Körper und die verletzte Seele

«Wolfram Schöllkopf ist ein gefrorenes Meer an entbehrten Gutenachtküssen.»

einem langsam fortschreitenden Heilungsprozess, indem der Berg als «künstliche Mutter» seine gute Wirkung tut. Der Autor schöpfte hier aus seinen Erfahrungen im Heilstollen von Bad Gastein, wo eine Kombination von Luftfeuchtigkeit, Wärme und Radon ihre Heilkraft entfalten soll. Zur Sprache kommt aber auch das Erlebnis des Glaziologen (Gletscherkundigen) im Bob-Run von St. Moritz, wo er in einem schwarzen «Blechsarg» mit einem «diplomierten Bremser» den Eiskanal (und damit wohl den Gebärgkanal der eisigen Mutter) hinunterraste. Wir tauchen ein in den urwüchsigen, erotisch aufgeladenen Urner Sagenschatz, ins Réduit und damit ins Mytheninnerste unserer Schweizer Heimat mitsamt ihrer omnipräsenten Armee, in den tröstenden Mutterschoss des Gotthards und dessen Möglichkeit der Ausspülung in den hellen, warmen Süden.

Die definitive Heilung kommt aber aus dem Norden in Gestalt der ARD-Sprecherin Dagmar Dom (in Wirklichkeit Dagmar Berghoff) als «Hoffnung, die zum Berg kommt». Der Romanheld Schöllkopf erkennt: Man muss «die Erde umarmen» und «einfach dasein». Oder, für Hermann Burger leider realer: Nur im Tod kann das Leben genesen. 1989 ist der sprachgewaltige Surrealist, erst 46-jährig, freiwillig aus dem Leben geschieden.

Unterhaltsam, funkelnd, meisterhaft

Lektüre, die wir für die Sommerferien empfehlen.

Cyber-Krieg

Keine Schlapphüte schnüren durch diese Strassen oder kommen aus der Kälte zwecks Infiltrierung – hier geht's um Cyber-Kriegführung, um Computerprogramme, um Hacker, die sich durch die digitale Welt fräsen. David Ignatius, Kolumnist und Herausgeber der *Washington Post*, ein Kenner aktueller Themen («Der Mann, der niemals lebte»), schuf mit «Ein neuer Feind» den aktuellen Spionageroman. Graham Weber, neuer Chef der CIA, will den schwerfälligen Apparat den neuen Herausforderungen anpassen und schickt den genialen Hacker James Morris auf Mission, um eine Hackerorganisation aufzuspüren, die das globale Finanzsystem manipulieren will, vor allem in Basel die BIZ (Bank für Internationalen Zahlungsausgleich) ins Visier nimmt und deren hochgesicherte Programme kapert. Weber schwant, dass die Fäden ganz oben gezogen werden. Süffig und rasant



erzählt, mit verblüffenden historischen Verweisen auf die Entstehung der BIZ, der Notenbank der Notenbanken. Brillant.

Wolfram Knorr

David Ignatius: Ein neuer Feind. Rowohlt. 528 S., Fr. 14.90

Wunderkind

Benjamin von Stuckrad-Barre, wiederauferstandenes Wunderkind der deutschen Popliteratur («Soloalbum»), macht in dieser Autobiografie sein Leben zur tristen Rauschgiftsaga. Gott sei Dank war er einmal Gagschreiber für Harald Schmidt. Sonst stünde der zur Heiterkeit neigende Strandurlauber die knapp 600 Seiten kaum durch. So aber können Worte auch Glückspillen sein: Die Pointentreffsicherheit ist nach wie vor eine der grossen Stärken des Autors. Gleichzeitig schuf der Udo-Lindenberg-Verehrer und Zürcher-Nachtleben-Erprobte Stuckrad-Barre ein intimes Porträt der deutschen Entertainment-Kultur. Beispiel: Was Udo, Otto Waalkes und Marius Müller-Western-



hagen in ihrer gemeinsamen WG getrieben haben, erfährt man sonst nicht so einfach.

Benjamin Bögli

Benjamin von Stuckrad-Barre: Panikherz. Kiepenheuer & Witsch. 576 S., Fr. 29.90

Mannsbilder

Ein Dorf in Vermont, ein ausgestorbenes, abgelegenes Nest, die Fabriken sind geschlossen, die meisten Leute im arbeitsfähigen Alter sind

weggezogen. Eine Frau, Zuzügerin, fühlt sich von einem Mann namens Blackwell bedroht, er hat ihre Katze getötet, er lauert ihr auf. Sie sucht Hilfe bei den männlichen Dorfbewohnern. Es stellt sich heraus, dass Blackwell den Ort im Griff hat, alle fürchten sich vor ihm. Die Frau ist entschlossen, sich zu wehren, macht sich mit zwei seltsamen Gestalten auf den Weg, nach dem Bösewicht zu suchen, um ihn zur Rede zu stellen. Das Buch ist ein wunderbar absurder



Roadtrip, humorvoll, bodenständig – voller echter Männer, deren Mut mit ihrem Mundwerk nicht immer mithalten kann. Rico Bandle

Castle Freeman: Männer mit Erfahrung. Nagel & Kimche. 176 S., Fr. 26.90

Zahlensalat

Es gibt die Aussage, kein Berufsstand könne sich so viele Fehlleistungen erlauben wie der Journalismus. Das Buch von Andreas Quatember macht zumindest klar, dass viele Zeitungsmacher nicht rechnen können. Der österreichische Statistikprofessor führt Beispiel um Beispiel von unsinnigen Prozentangaben, irreführenden Grafiken und nichtssagenden Mittelwerten an. Nicht jeder Irrtum ist dabei so offensichtlich wie die Gleichsetzung von sinkender Inflationsrate mit sinkenden Preisen. Quatember legt etwa dar, dass eine vorzeitige Pensionierung nicht gesundheitsschädigend wirkt, wie eine Zeitung suggerierte. Der Zusammenhang zwischen Frührente und tieferer Lebenserwartung rührt vielmehr daher, dass kranke Menschen im Schnitt früher aus dem Arbeitsleben ausscheiden. Etwas Flair für Zahlen vorausgesetzt, eignet sich das Buch bestens als Sommerlektüre – nicht zuletzt wegen der sarkastischen Kommentare des Autors.



Alex Reichmuth

Andreas Quatember: Statistischer Unsinn. Springer Spektrum. 223 S., Fr. 21.90

Provinz

Nach einer literarischen Weltreise, die von der Dominikanischen Republik («Das Fest des Ziegenbocks») über Irland («Der Traum des Kelten») bis nach Japan («Das böse Mädchen») führte, ist Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa in seine Heimat zurückgekehrt, wo alles angefangen hat: in die peruanische Provinz im Norden, nach Piura. Aficionados werden in seinem zweitjüngsten Roman altbekannte Figuren wiederfinden, etwa den Detek-



«Literarische Weltreise».

tiv Lituma, Don Rigoberto oder Fonchito, doch diese haben eine völlig neue Rolle erhalten. Es geht nicht um Nostalgie, die Geschichte eines in die Jahre gekommenen Busunternehmers ist universal, topaktuell – und in ihren ebenso verblüffenden wie raffinierten Wendungen voller Überraschungen. In Peru spielt übrigens auch «Cinco esquinas», der neueste Roman von Vargas Llosa. Das Buch, das in den bleiernen Jahren des peruanischen Terrorismus angesiedelt ist,



ist vorläufig allerdings nur echten Aficionados zu empfehlen: Die deutsche Übersetzung steht noch aus. Alex Baur

Mario Vargas Llosa: Ein diskreter Held. Suhrkamp. 380 S., Fr. 14.90

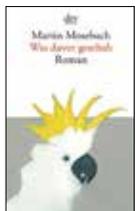
Machtoptimierung

Ehrgeiz, Geltungssucht und Herzlosigkeit: Was für einen kurzweiligen Roman hat Martin Mosebach daraus gemacht! Man liest die Gesellschaftssatire «Was davor geschah» mit unbändigem Lachen, so genau trifft sie ihr Ziel. Der Roman erzählt die Geschichte der Hopsten-Familie. Sie gehört zu den ersten Kreisen Frankfurts und inszeniert sich regelmässig bei sonntäglichen Einladungen. Diese dienen nur der Machtoptimierung. Im Zentrum steht die ambitionierte, emotional unterkühlte Rosemarie. Ihr robustes Selbstbewusstsein bezieht sie aus



geerbtem Geld. An ihrer Seite der gutmütige Bernward, der die machiavellistischen Schachzüge seiner Frau ignoriert, weil er handfest profitiert. Funkelnd, meisterhaft, unterhaltsam!

Pia Reinacher



Martin Mosebach: Was davor geschah. DTV. 336 S., Fr. 14.90

Hemingways Boot

Heute lagert Ernest Hemingways Hochseejacht «Pilar», von Termiten angefressen und aufgebockt in Havanna als Touristenattraktion auf seinem früheren Anwesen, das der amerikanische Schriftsteller mit seiner vierten und letzten Frau Mary im Frühling 1960 nach Fidel Castros Revolution für immer verliess, ehe er sich rund ein Jahr später in den Hügeln Idahos erschoss. Die «Pilar» war die grosse Inspirationsquelle und eine Art Lebensmittelpunkt Hemingways während beinahe dreissig Jahren gewesen, und es ist beeindruckend, wie der Journalist und Hochschuldozent Paul Hendrickson anhand dieses Boots die Lebensgeschichte des extrem erfolgreichen und seelisch geplagten Schriftstellers nacherzählt. Dass dieses Buch oft vom Meer und natürlich von einer fesselnden Biografie handelt, macht es zur idealen Sommerlektüre. Gleichzeitig konfrontiert uns das herausragende Werk mit der zähen Faszina-

tionskraft Hemingways, dessen grösste Leistung neben seiner Literatur vor allem darin bestand, wie er sein eigenes Leben zu einem melancholischen Abenteuerroman gestaltete, in dem dieses Boot als praktisches Gefährt und schönes Sinnbild eine bedeutende Rolle spielte. *Roger Köppel*



Paul Hendrickson: Hemingway's Boot. Vintage Books. 720 S., Fr. 24.90

Erzählkünstlerin

Nach einem zermürbenden Neunzehn-Stunden-Arbeitstag will der Arzt Etan noch etwas ausspannen. Er jagt seinen Mercedes durch die Wüste und überfährt einen Mann. Wie Etan feststellt, dass der Angefahrene nicht mehr zu retten ist, beschliesst er, das Opfer liegenzulassen und sich aus der Verantwortung zu stellen. Die israelische Psychologin Ayelet Gundar-Goshen spinnt daraus geschickt einen mutigen Plot voller Überraschungen. Die Fahrerflucht entpuppt sich zum Beispiel nicht als das, was sie anfänglich zu sein schien. Indem sie Lebenslügen entlarvt, zwingt die Erzählkünstlerin den Leser zur Auseinandersetzung mit schwierigen Konfliktsituationen. Weil sie diese thematisiert, ohne dabei moralisierend zu wirken, bleibt das Buch bis zum Schluss anregend, aufwühlend und packend.

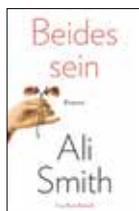


Pierre Heumann

Ayelet Gundar-Goshen: Löwen wecken. Kein & Aber. 432 S., Fr. 17.90

Adoleszenz

Die schottische Schriftstellerin Ali Smith schlägt in ihrem neuen Roman «Beides sein» einen kühnen Bogen von der heutigen Teenagerwelt zur italienischen Renaissance. Sie spielt in diesem wundervollen Buch mit allem, was der Spannung ihrer Lesern dient: mit den Zeiten, den Perspektiven oder der Genderfrage. Dazu verknüpft sie die Lebensgeschichte des Renaissancekünstlers Francesco del Cossa (1435–1477) mit den pubertären Nöten eines modernen Mädchens. Das Girl heisst George und trauert um die früh verstorbene Mutter. Der italienische Künstler wiederum ist eigentlich eine Künstlerin und leidet unter fehlender Anerkennung in der Kunstwelt vor mehr als 500 Jahren. Der Verlag hat den Roman in zwei Auflagen herausgegeben. Die eine Version beginnt mit George, die andere mit Francesco – beide sind vergnüglich zu lesen.



Rolf Hürzeler

Ali Smith: Beides sein. Luchterhand. 320 S., Fr. 33.90

Teuflich

In Moskau geschehen unerklärliche Dinge. Zwei Freunde sitzen auf einer Parkbank und erklären, es gebe keinen Gott. Da sitzt plötzlich

ein Fremder neben ihnen und widerspricht. Es ist, wie er bald mit magischer und immer wieder tödlicher Macht beweist, der Teufel. Michail Bulgakow hat aus dem alten Menschheitsstoff einen Roman gemacht, der längst selbst zum Klassiker geworden ist. Mit schalkhafter Freude am Erfinden fantastischer Episoden und in einer wunderbar farbigen Sprache baut er vor dem Leser ein abenteuerliches Spektakel auf, in dem die aufgeklärten Zeitgenossen Mal für Mal



das Nachsehen haben. Ein Lese-spass für Sonnentage und Vollmond-Walpurgisnächte.

Philipp Gut

Michail Bulgakow: Der Meister und Margarita. Luchterhand. 510 S., Fr. 16.90

Herren-Clique

Über Verschwörungstheorien die Nase zu rümpfen, gehört zum guten Ton. Dennoch verschlingt man gierig süffige und spannende Fantasien. «Teutonia» hat fast eine Überdosis der notwendigen Zutaten: Ein deutsch-österreichischer Industriemagnat strebt gemeinsam mit der einflussreichen Clique der alten Herren aus seiner schlagenden Verbindung Deutschlands totale Vorherrschaft über die EU an. Dass er am liebsten Wagner hört und Haxlreuter heisst, ist fast zu viel Klischee. Doch aufgewogen wird es durch präzise und vernichtend treffende Beobachtungen der deutschen Gegenwart – vom Kanzleramt über den Brüsseler Gipfel bis hin zum willfährigen Schweigen der



Mainstream-Medien. Obwohl das Ende von Anfang an feststeht – Haxlreuter scheitert –, bleibt es spannend bis zum Schluss. *Wolfgang Koydl*

David Crossland: Teutonia Peach Publishing. 394 S., EUR 11.80

Liebe

Einer kehrt vom Krieg heim. Er ist verschlossen, denkt an Fernliegendes, sein Bein ist schwerverwundet. Im bäuerlichen Alltag seines kirgisischen Dorfes kann er nur die Arbeiten der Kinder verrichten. Bis er anfängt, zu singen – und die Seele einer Frau berührt. Die Liebe der beiden wird nicht einfach. Auch, weil Dshamilja, die schöne Bäuerin, noch verheiratet ist und ihr Mann den Krieg überleben wird. «Ich schwöre es, es ist die schönste Liebesgeschichte der Welt», schrieb der französische Dichter Louis Aragon über Tschingis Aitmatows Novelle aus dem Jahr 1958, die zu einem Klassiker der Weltliteratur



avancierte. Nicht zuletzt dank Aitmatows zeitlosem, sinnlich-schlichtem Schreibstil: heute so gut wie damals.

Claudia Schumacher

Tschingis Aitmatow: Dshamilja. Suhrkamp. 122 S., Fr. 8.40

Die Freiheit der Ratten und Reporter

Wegen einer unseligen Plagiatsaffäre ist Urs Mannharts «Bergsteigen im Flachland» aus den Feuilletons gefallen. Nun ist der Roman wieder erhältlich. Dem Berner ist ein grosser Wurf gelungen. *Von Jürg Altwegg*

Weit, sehr weit holt Urs Mannhart aus in einem Roman, dem er den Titel «Bergsteigen im Flachland» gegeben hat, der wie ein Gag anmutet, auch wenn es mit ihm eine Bewandnis hat, über die der Leser im Laufe der mehr als 600 Seiten einiges erfährt. Die Geschichte spielt am Ende der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts und beginnt im serbischen Sabac, wo Bogdan Mandic, Regieassistent und Dramaturg, und dessen Vater, ein Geigenbauer, von der Miliz des Staatspräsidenten Milosevic festgenommen und gefoltert werden. Die Familie ist dem Geheimdienst bestens vertraut, Vater Mandic hatte, als Jugoslawien noch nicht auseinandergebrochen war, seine Stelle als Musiklehrer verloren, weil er ausländische Literatur kaufte und las. Bogdan verweigerte im Krieg gegen Bosnien den Armeedienst. Auch seinen Bruder Aca suchen die Milizionäre, doch dieser hat sich nach Moskau abgesetzt, wo er im Untergrund lebt und in einer Art Besenkammer der Lomonossow-Universität haust.

Im zweiten Kapitel – es führt nach Baku, Aserbaidshan – begegnet der Leser erstmals Thomas Steinhövel, 33 Jahre alt. Er ist als Reporter unterwegs, im Auftrag einer existierenden Berner Zeitung, deren einst renommierte Samstagbeilage *Der kleine Bund* hiess und die Mannhart ironisch zum *grossen* macht: Der Niedergang des Genres Reportage ist ein Leitmotiv des Romans, der ihr zugleich ein literarisches Denkmal errichtet. Es gibt nur noch schlecht-bezahlte Journalisten, Spesen werden gestrichen, Umfänge und Honorare gekürzt – jeder Artikel ein Zuschussgeschäft. Steinhövels ebenso besessener Redaktor wird abgewickelt – der Mitarbeiter besucht ihn später in Rumänien.

Reichtum der Episoden

Aus Baku berichtet Steinhövel über das Kaspische Meer, den «grössten See der Welt», dessen Wasserspiegel so sehr angestiegen ist, dass Städte und Dörfer überschwemmt wurden. Es ist seine erste von vielen Reisen in diesem Roman. Er wird von einem Fotografen begleitet, über den der Autor einen Bezug zu Steinhövels drei Jahre älterer Schwester Marlene herstellt, die bei Amnesty International in Bern arbeitet und später ans Tribunal für Kriegsverbrechen in Den Haag berufen wird. Sie hätte «gerne auch Schlangen von ihrer vegetarischen Lebensweise überzeugt», und um ihnen gerecht zu werden, erwarb sie zwei Ratten, von deren gefährdeter Existenz sie aus einer Kleinanzeige erfahren hatte.

«Bergsteigen im Flachland» ist auch ein Schweizer Geschwisterroman und das Porträt einer Generation, die noch ein bisschen im Bewusstsein der Geschichte lebt und an die Möglichkeit einer besseren Welt glaubt, aber bereits von ihrer drohenden Verelendung eingeholt wird: die Juristin im Dienste der Gerechtigkeit und mit einem festen Gehalt etwas weniger als der Journalist, der sie im Zeilenhonorar beschreibt. Einmal ist vom Bergier-Bericht über die Schweiz im Weltkrieg die Rede, zur Debatte steht die Flüchtlingspolitik, mit der das Land während der Phase seiner Vergangenheitsbewältigung keine allzu schlechte Figur machte. Ein andermal von der Abstimmung über das Verbot der Minarette.

Die ethnischen Säuberungen und der Krieg im Balkan, die Reportagen aus ganz Europa bringen eine Welt in diese Geschichte, die sich in der Schweiz allein nicht erschliessen liesse, und zeigen die soziale Wirklichkeit des globalisierten Kapitalismus. Dabei vermeidet der Autor jeglichen Kitsch – auch die Darstellung der europäischen Verflechtungen im Netz der Beziehungsfiguren von Thomas und Marlene Steinhövel ist überzeugend und glaubwürdig. Das Epizentrum dieses Romans ist die Welt, das Zentrum seiner Geschichten, die an Dutzenden von Schauplätzen spielen und sich über 87 Kapitel hinziehen – das letzte führt zurück nach Bosnien –, ist das Provinznest Langenthal im behäbigen Kanton Bern.

Es ist unmöglich, auch nur einen Eindruck vom Reichtum der Episoden – Reportagen – und Figuren dieses Romans zu vermitteln. Es werden Briefe geschrieben, die nicht abgeschickt werden oder nicht ankommen, aber in die Dramaturgie der Handlung eingebaut sind. Marlenes Ratten haben sich ohne fremde Hilfe im Büro von Amnesty International in die Freiheit abgesetzt. Es geht zu den Erdbeerpflückern in Südspanien und auf eine Erdölplattform im Norden von Norwegen, wo der Ernstfall einer Katastrophe geprobt wird, an der Steinhövel gewissermassen als blinder Passagier, der nicht bezahlt hat, teilnimmt. Zahllose Grenzen werden überschritten, die Pyrenäen heimlich im Fond eines Wagens bewältigt, obwohl der in Rumänien als Tagelöhner angeworbene Mathematiklehrer auf der Suche nach einem besser bezahlten Job über gültige Papiere verfügt. Über den Simplon geht es zu Fuss in Richtung Rom, wo Aca einen französischen Pass kaufen kann. Man folgt den Reisen durch Europa – mit Bahn, Schiff, per Autostopp im

Lastwagen, das Flugzeug gibt literarisch weniger – mit zunehmender Faszination und vermisst die Nebenfiguren, die im Laufe der Handlung aus ihr verschwinden. Sie verdichtet sich, und die Art, wie der Schriftsteller die vielen Fäden – und die Geschichte der Schwester wie des Bruders – dramatisch zusammenbringt, zeugt von der erstaunlichen Meisterschaft eines noch jungen Schriftstellers, dem mit seinem erst dritten Roman ein grosser Wurf gelungen ist.

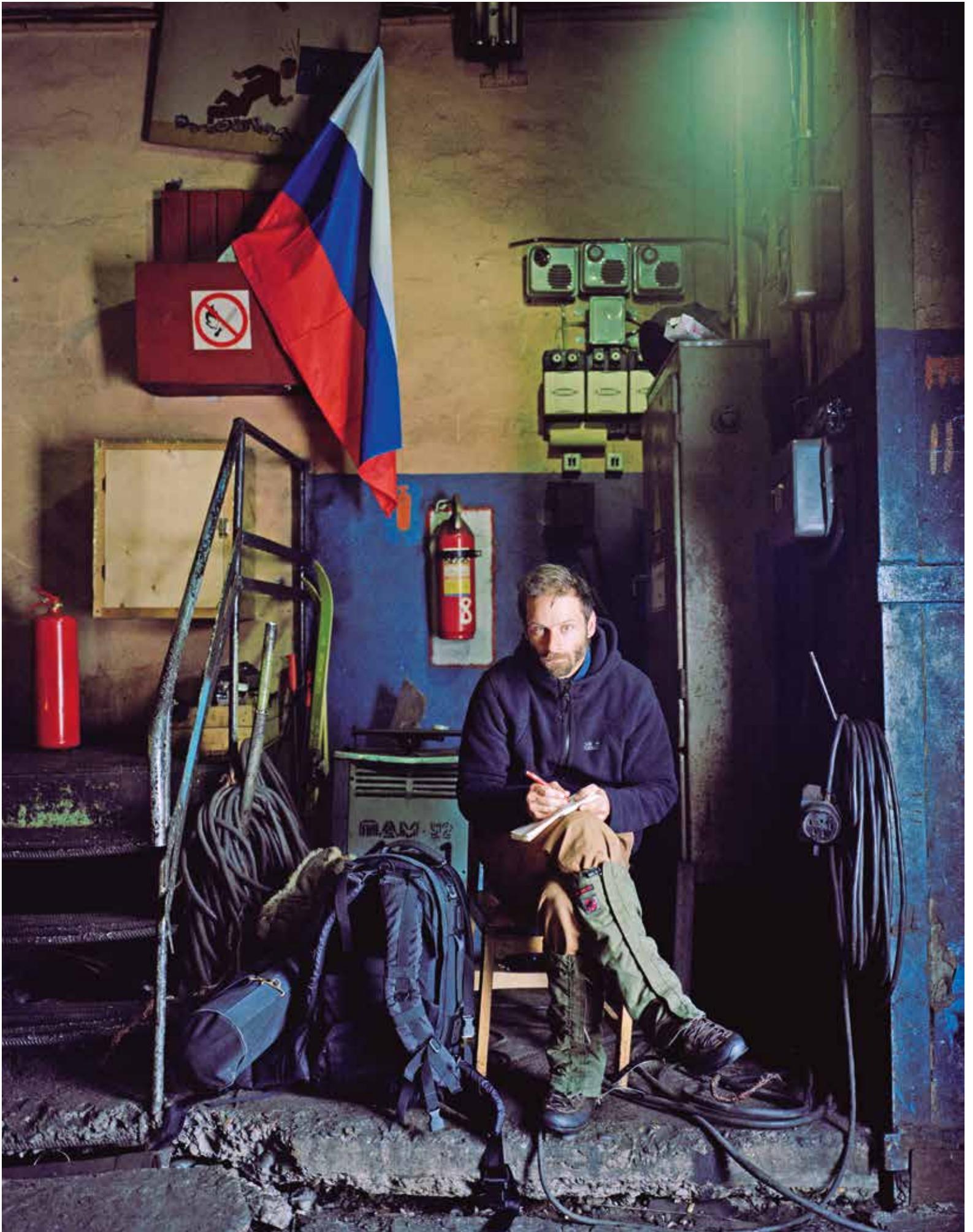
Europäisches Epos

Ein kurz nach dem Erscheinen vom Zürcher Handelsgericht ausgesprochenes Verbot hat die Rezeption des Buchs gestoppt und bis heute verfälscht. Geklagt hatte der österreichische Journalist Thomas – Thomas, wie der schreibende Bergsteiger im Flachland – Brunnsteiner, der den wohl nicht ganz falschen Eindruck hatte, sein Schweizer Verehrer habe bei ihm abgeschrieben. Bedankt indes hatte sich Mannhart im Buch bei ihm, wie bei Peter Weber und vielen anderen; sicher nicht so deutlich, wie es angebracht gewesen wäre. Auch das dem Werk vorangestellte Motto ist von Thomas Brunnsteiner: «Wir teilen. Ich trinke aus seinem Zahnputzbecher. Er aus der Flasche.»

Vor Gericht kam alles ganz anders: Brunnsteiner zog seine Klage zurück und bezahlte Mannhart und Verlag einen «Schadenersatz» von 20 000 Franken. Doch mit Geld ist auch das Unrecht, das dem Roman widerfahren ist, nicht aufzuwiegen – vor allem wenn man an die Leser denkt, denen er nicht vermittelt wurde. Er fiel aus den Feuilletons und wurde von den Listen für die Buchpreise gestrichen. Die Lesungen mussten abgesagt werden.

Seit mehreren Monaten ist das Buch wieder lieferbar. Unvoreingenommen muss man es lesen und sollte auch die unselige Plagiatsaffäre nicht aus den Augen verlieren: Sie verleiht ihm eine zusätzliche, seine wahre Dimension. Es geht hier nicht mehr um Begriffe wie «der grösste See der Welt», den Urs Mannhart bei Brunnsteiner abgeschrieben haben soll, wie in den Artikeln über das Verbot zu lesen war. Was immer der Schriftsteller von seinem Vorbild übernommen haben mag: Er hat das Beste daraus gemacht. Mannhart entfaltet einen Reichtum, den ein Einziger gar nicht erschaffen kann. Sein schweizerischer Gegenwartsroman aus vielen Reportagen ist ein europäisches Epos, dem man wünschen darf, dass seine Rezeption eine zweite Chance bekommt. Es taugt für den Schweizer Buchpreis, es drängt sich für Übersetzungen auf. Der Henri-Nannen-Jury darf man empfehlen, Urs Mannhart und Thomas Brunnsteiner zusammen die Auszeichnung für besondere Leistungen zu verleihen. Früher war der Henri-Nannen-Preis nach Egon Erwin Kisch benannt.

Urs Mannhart: Bergsteigen im Flachland. Seccession. 661 S., Fr. 32,-



Erstaunliche Meisterschaft: Urs Mannhart.

Glänzende Klinge

Die schottische Autorin Val McDermid versteht sich als radikale Feministin. Ihre grösste Bewunderung gilt allerdings den Polizisten. Jetzt hat sie ein Buch über deren Arbeit geschrieben. Von Rolf Hürzeler

Klug, lustig, dick – mit diesen Attributen beschreibt sich die 61-jährige schottische Thriller-Autorin Val McDermid selbst. Tatsächlich könnte sie ihrem Habitus nach einem Boxring entstieg sein. Man möchte ihr jedenfalls zu später Stunde lieber nicht allein in einer einsamen Gasse begegnen. Auch wenn ihr Metier nicht der Kinnhaken ist – Val McDermid schreibt lieber. Mit Schlagkraft.

Knapp vierzig Bücher hat die Schriftstellerin in ihrer Laufbahn herausgegeben. Jetzt ist ihr erstes Sachbuch auf Deutsch erschienen – «Anatomie des Verbrechens». Sie beschreibt darin die Fortschritte der wissenschaftlichen Verbrechensaufklärung, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Diese damals neue Disziplin brachte regelmässig angebliche oder wirkliche Täter an den Galgen – aufgrund von Indizien unterschiedlicher Zuverlässigkeit. Wie im Fall der schrecklichen Mary Ann Cotton, die am 24. März 1873 in der englischen Grafschaft Durham im Alter von vierzig Jahren gehängt wurde. Sie entdeckte die in ihren Augen segensreiche Wirkung von Arsen und vergiftete gemäss Anklage zwischen 14 und 21 Verwandte, Ehemänner, Liebhaber und Kinder. In einzelnen Fällen liessen sich diese Mordtaten forensisch beweisen, in andern nicht. Solche Geschichten liebt Val McDermid, wie sie im Gespräch sagt. «Aber eigentlich schreibe ich noch lieber Romane über das Verbrechen, da muss man nicht so genau sein.» Denn: «Wehe, wenn in einem Sachbuch eine Kleinigkeit nicht stimmt, da kommen Spezialisten gleich in die Sätze.»

Sauberer Kehlschnitt

McDermid ist in einem schottischen Bergarbeiterdorf in der Ortschaft Kirkcaldy in der Grafschaft Fife aufgewachsen. Das Mädchen hat in seinem Zuhause frühzeitig gelernt, dass das englische Klassensystem des Teufels ist. Die erwachsene Schriftstellerin hält deshalb jedes ihrer Bücher für einen «Sozialkommentar», mit dem sie der Leserschaft die Übel dieser Welt erklärt: «Meine Krimis spiegeln das gesamte Gesellschaftsleben – vom Täter über die Zeugen bis zum Opfer.» Das Genre habe sich seit ihrer Jugend verändert: «Ich bin mit Agatha Christie aufgewachsen. Die hätte gelacht, wenn ich ihr mit Sozialkritik gekommen wäre.»

Nach einem Literaturstudium schlug McDermid zuerst eine akademische Karriere in Oxford ein. Aber bald entdeckte sie ihr eigenes Autorentalent. Seither schreibt sie Jahr für

Jahr drei Monate lang von zehn Uhr morgens bis spät abends sieben Tage in der Woche. Damit kommt sie exakt auf ein neues Buch jährlich, genau das, was sich die Verleger wünschen, um die Leserschaft eines Bestsellerautors bei Laune zu halten. Die restlichen neun Monate verbringt Val McDermid mit Recherche, reist kreuz und quer durch die Welt, immer einen Notizblock zur Hand.

Die Schriftstellerin schaffte mit ihrer autobiografisch inspirierten Figur Lindsay Gordon in den achtziger Jahren den Durchbruch. Gordon ist in den Worten von McDermid eine «trinkfeste, zynische, lesbische Journalistin mit viel Hartnäckigkeit, sie ist meine Schwester». Das gehöre zum Einstieg in diesen Beruf, jeder Anfänger schreibe zuerst von sich selbst. McDermid verfasste eine ganze Reihe von Krimis mit dieser Ermittlerin, «bis sie mir verleidete».

Dann schuf sie mit etwas mehr Distanz eine neue Heldin, später ein Duo. Sie alle stehen auf der Seite des Rechts, kämpfen mit erlaubten wie unerlaubten Mitteln für die gute Sache. Denn das Schlechte ist in ihrer Welt allgegen-

Der Kerl ist so deppert, dass man Zweifel am Rekrutierungsverfahren der schottischen Polizei bekommt.

wärtig und kennt kein Erbarmen. So fliesst viel Blut in diesen Büchern, wie zum Beispiel in «Der lange Atem der Vergangenheit», ihrem letzten Roman, der auf Deutsch erschienen ist: «Ohne Zögern fährt die glänzende Klinge in einem Bogen auf den Mann zu und schlitzt seine Kehle von einem Ohr zum andern auf. Ein Schwall von Blut schießt hervor [...]» Val McDermid möchte allerdings nicht als eine gewaltlüsterne Frau bezeichnet werden. Dieser Vorwurf *gurke* sie immer wieder an. Sie braucht allerdings nicht das Wort *angurken*, sondern viel lieber einen derben Kraftausdruck aus der Gassensprache.

Bewunderung für Polizisten

In «Der lange Atem der Vergangenheit» ermittelt die Polizistin Karen Pirie in einem Fall von Rachemord, dessen Vorgeschichte in den Balkankrieg vor dreissig Jahren zurückreicht. Darin gibt es alles, was das Leben so zu bieten hat – Liebe, Verrat und Mord. Dazu gehört in den Augen der Verfasserin der saubere Kehlschnitt zum Einstieg in die Geschichte, so dass der Leser gleich den Tarif kennt.

Die Schriftstellerin setzt sich damit von ihrem grossen Vorbild ab, der letztes Jahr verstorbenen Krimiautorin Ruth Rendell. McDermid lobt diese bei jeder Gelegenheit als eine Meisterin des Fachs, deren Niveau sie gerne erreichen möchte. In Rendells Romanen ist der Tod zwar ebenfalls allgegenwärtig, kommt aber nur so diskret zur Sprache wie im leisen Gespräch mit einem erfahrenen Bestattungsunternehmer. Anders als bei Rendell spricht Val McDermid kaum über ihren direkten Konkurrenten auf dem Büchermarkt, den Schriftsteller Ian Rankin, dessen Thriller allesamt ebenfalls vor dem schottischen Lokalkolorit spielen, vornehmlich in Edinburg.

Der Kampf gegen das Verbrechen ist für McDermid keine schriftstellerische Marotte; sie hat ihn verinnerlicht und bewundert alle, die ihn auf sich nehmen: «Polizisten müssen sehr mutige Leute sein, die meine Achtung verdienen.» Sie erinnert daran, wie viele bei ihrer Pflichtausübung das Leben verloren haben: «Einfach, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort waren.» McDermid ereifert sich, wenn sie auf das Thema zu reden kommt. «Unglaublich, was sich Polizisten alles gefallen lassen müssen, die brauchen eine zweite Haut, um das auszuhalten.» Dieser Stress sei weder für die Polizisten noch für deren Angehörige auf Dauer erträglich. Das trug ihr selbst die Sympathie des konservativen *Daily Telegraph* ein, bei dem schreibende Feministinnen nicht zuoberst auf der Gefälligkeitsskala stehen: «Sie erfasst das gefährliche Leben der Polizisten mit aussergewöhnlichem Realitätssinn.»

Männer als Neandertaler

Unterstützung für die Polizei ist das eine, ihre politische Überzeugung das andere. McDermid versteht sich als eine schottische Nationalistin. Das schliesst eine tiefe Verachtung für alles Englische ein («Fremd für mich»). Westminster mit dem britischen Parlament ist für sie abscheulich, die Labour Party ist ihr verhasst, von den Tories gar nicht zu reden. McDermid ist überzeugt, dass Schottland eines Tages unabhängig sein wird. Sie lebte eine Weile in Nordengland, doch vor zwei Jahren, als das Unabhängigkeitsreferendum anstand, zog sie zurück, weil sie von Beginn an im neuen Staat dabei sein wollte. Daraus wurde zwar nichts, indes festigte sich ihre Überzeugung, von Westminster kolonial unterdrückt zu sein. «Ich will aber nicht missionieren», sagt McDermid, «das würde meinen Büchern schaden.» Zumal ja nicht die gesamte Leserschaft ihre Überzeugungen teile. Viel wichtiger seien ihr glaubwürdige Charaktere, «so dass die Leser erkennen, welchen Typ sie vor sich haben».

Zum Beispiel welche Männer – von denen sie eher wenig hält. Die meisten männlichen Wesen seien «Neandertaler», sagte sie einst in einem Interview, und die übrigen halt Softies. Heute äussert sie sich nicht mehr ganz so



Das Schlechte kennt kein Erbarmen: Val McDermid.

radikal. Einer dieser Spezies ist der Assistent der Ermittlerin Pirie in «Der lange Atem der Vergangenheit». Der Kerl ist derart deppert, dass dem Leser Zweifel am polizeilichen Rekrutierungsverfahren in Schottland kommen. «Ich habe ihn nicht überzeichnet», ist McDermid felsenfest überzeugt.

Mit ihren markanten Aussagen ist diese Frau in Schottland eine begehrte Person in der Öffentlichkeit: «Ich frage mich immer wieder, warum die auf mich hören», sagt sie mit einer

etwas überraschenden Bescheidenheit, «ich möchte nur als Autorin wahrgenommen werden.» Denn sie sei peinlich auf ihr Privatleben bedacht: «Ich will jederzeit die Tür zuschlagen können.» Vor dem Übel, versteht sich, in diesem Fall vor dem der allgemeinen Neugier.

Val McDermid: Der lange Atem der Vergangenheit. Droemer Knaur. 448 S., Fr. 28.90

Val McDermid: Anatomie des Verbrechens. Knaus. 384 S., Fr. 22.90

Sprache

Das Architekt

Der Duden wird auch immer weiblicher. Von Max Wey

Neulich sagte eine junge Frau am Fernsehen, sie sei von Beruf Architekt. Mein liebes Fräulein, dachte ich, bist du nicht eher Architektin? Früher, als nicht alles besser, aber die Welt noch etwas einfacher war, begnügte man sich mit männlichen Formen. Frauen, also Menschen mit Menstruationshintergrund, waren mit gemeint. Eines Tages muckten sie mit Recht auf. Heute kann es sich niemand mehr erlauben, in einem Vortrag nur die Zuhörer zu begrüßen.

«Fräulein, zahlen bitte!» Diese Zeiten sind passé. «Restaurationsfachfrau, zahlen bitte», das tönt aber auch nicht wirklich gut. Und doch bemüht man sich allenthalben, geschlechtsneutral zu formulieren, was nicht immer einfach ist. Paarformen sind häufig anzutreffen: Studentinnen und Studenten. Oft verwendet, verlängern sie den Text und wirken ermüdend. Deshalb wird häufig auf «Studierende» ausgewichen. Das Binnen-I (StudentInnen) konnte sich nicht richtig durchsetzen. Oder man braucht abwechslungsweise männliche und weibliche Bezeichnungen (Ärztinnen, Ingenieure usw.). Zuschauerinnen und Zuschauer können allenfalls als Publikum bezeichnet werden.

Das Hilfswerk Brot für Brüder wurde schon längst in Brot für alle umbenannt. Ein Frauenteam im Sport als Mannschaft zu bezeichnen, entbehrt ja nicht einer gewissen Komik. Das österreichische Parlament hat 2011 den Text der Bundeshymne geändert; statt «Heimat bist du grosser Söhne» heisst es jetzt «Heimat grosser Töchter und Söhne». Der Duden wird auch immer weiblicher. «Angsthäsin» und «Biederfrau» sind ab der 25. Auflage aufgeführt. Manchmal überbordert's ein bisschen, etwa wenn von Mitgliederinnen oder von Leserinnenbriefen die Rede ist. Oder wenn zur Hatz auf alles Männliche geblasen wird. In der neuen deutschen Strassenverkehrsordnung waren ursprünglich keine Fussgänger mehr vorgesehen, nur mehr zu Fuss Gehende. Im Leitfaden der Schweizerischen Bundeskanzlei zum geschlechtergerechten Formulieren wird empfohlen, statt den Fussgängerstreifen den Zebrastreifen zu benützen.

Die feministische Linguistin Luise Pusch hat unter anderem vorgeschlagen, nur noch das sächliche Geschlecht zu verwenden: das Architekt. Gender-Forscherinnen möchten Intersexuelle auch berücksichtigt wissen. Sie schlagen vor, Architekt_innen oder Architekt*innen zu schreiben. Putzig, das Sternchen. Wie man das ausspricht, wollen wir gar nicht wissen. Ich höre Franz Beckenbauer fragen: «Ja, ist denn heut scho Weihnachten?» Gendergerecht formuliert, Sprache ruiniert.

Top 10

Knorr's Liste

1	Soy Nero	★★★★☆
	Regie: Rafi Pitts	
2	Le goût des merveilles	★★★★☆
	Regie: Eric Besnard	
3	Angry Indian Goddesses	★★★★☆
	Regie: Pan Nalin	
4	Money Monster	★★★★☆
	Regie: Jodie Foster	
5	Julieta	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
6	High-Rise	★★★★☆
	Regie: Ben Wheatley	
7	The Neon Demon	★★★★☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
8	Un + une	★★★★☆
	Regie: Claude Lelouch	
9	Ma ma	★★★★☆
	Regie: Julio Medem	
10	The Nice Guys	★★★★☆
	Regie: Shane Black	

Kinozuschauer

1 (-)	Ice Age: Collision Course (3-D)	29863
	Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu	
2 (1)	Me Before You	12947
	Regie: Thea Sharrock	
3 (2)	Central Intelligence	7812
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
4 (3)	The Conjuring 2	2684
	Regie: James Wan	
5 (5)	Bastille Day	1300
	Regie: James Watkins	
6 (7)	Tomorrow	1251
	Regie: Mélanie Laurent	
7 (-)	Le goût des merveilles	1197
	Regie: Eric Besnard	
8 (6)	The Nice Guys	1110
	Regie: Shane Black	
9 (10)	Un + une	932
	Regie: Claude Lelouch	
10 (-)	Warcraft	849
	Regie: Duncan Jones	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Deadpool (Fox)
2 (2)	The Hateful Eight (Ascot Elite)
3 (-)	Die dunkle Seite des Mondes (Impuls)
4 (4)	The Revenant (Fox)
5 (3)	Gänsehaut (Sony)
6 (-)	The Boy (Ascot Elite)
7 (-)	Wie Brüder im Wind (Warner)
8 (-)	Akte X Event Series (Fox)
9 (8)	Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney)
10 (5)	Daddy's Home (Rainbow)

Quelle: Media Control



Katz-und-Maus-Spiel: Perry (Ewan McGregor) und Gail (Naomie Harris).

Kino

Turbo-Russe und Poesie-Dozent

In «Our Kind of Traitor», der jüngsten John-le-Carré-Verfilmung, geht es um einen Verräter und einen edlen Oxford-Lehrer. Nur geht das nicht zusammen. Von Wolfram Knorr

Mit herrschaftlichem Auftreten, das lockige Haupthaar schulterlang, dröhnt und funkelt er im Hintergrund eines Marrakescher Edelrestaurants ein britisches Paar an, das hier einige Tage Urlaub verbringt. Dem wotanmässigen Krakeeler kann dieses sich bald nicht mehr entziehen. Er ist Russe. Klar. Nur Russen sind bekanntlich extrem feierwütig. Die Schampusflaschen werden an der Tischkante geköpft, der Wodka aus der Flasche gesoffen. Dima (Stellan Skarsgård) heisst die Lichtgestalt der entfesselten Russenseele und Perry Makepeace (Ewan McGregor) und Gail Perkins (Naomie Harris) das seriöse Brit-Paar.

Er ist Oxford-Dozent für Poesie und sie eine erfolgreiche Anwältin. Das Paar fühlt sich vom besitzergreifenden und spendablen Gefühlsrussen total überrumpelt. Klar, dahinter steckt eine Absicht, die dionysische Aufgezwirbeltheit soll Perry so beeindrucken, dass er der Sogkraft des Lebemanns erliegt. Wilden, protzigen Partys folgen Tennismatches, und bald zappelt der Oxfordianer im Netz von Verrat und Intrigen eines mächtigen Geldwäscher-Clans, dessen Fäden bis in die Schweiz reichen und dem sich Dima endlich entziehen will. Der Familienmensch drängt Perry, dem Londoner Geheimdienst einen Stick mit brisanten Finanzdaten zukommen zu lassen. Er will einen Deal. Perry ist verwirrt, weiss nicht,

wie ihm geschieht, erliegt dem wilden Charme des Russen und willigt in die Rolle des Boten ein. Kaum in London, gerät er prompt ins undurchsichtige Spiel des MI6-Agenten Hector (Damian Lewis), und das wüste Katz-und-Maus-Spiel, mit deutlichen Anleihen bei Hitchcocks «The Man Who Knew Too Much» (1956), führt – düster, düster – über London nach Bern bis in die französischen Alpen.

Seelische Katakomben

«Our Kind of Traitor», nach dem gleichnamigen Roman von John le Carré, ist, nach der TV-Serie «The Night Manager», die zweite Carré-Verfilmung, die nicht überzeugen will. Der Schriftsteller gilt mit Recht als Virtuose des Ambivalenten und seelischer Katakomben und beweist das immer dort, wo er seine Insiderkenntnisse ausbreiten kann, also in jenen Romanen, die noch dem Kalten Krieg verpflichtet sind («Der Spion, der aus der Kälte kam», «Dame, König, As, Spion»). «The Night Manager» und «Our Kind of Traitor» gehören aber zu jenen Werken, die in der gegenwärtigen Wirtschafts- und Hochfinanzwelt spielen. Ein klassischer Spion hat hier kaum noch eine Funktion, dafür der Aussenseiter, ein Unbescholtener, der in dunkle Machenschaften gerät. Er ist die ideale Identifikationsofferte, um die Emotionen zum Sieden zu

bringen. Nur muss sein Eintritt in die Gefahrenwelt auch plausibel sein. Was hier ganz und gar nicht der Fall ist. Wenn schon Drehbuchautor Hossein Amini («Drive») und Regisseurin Susanna White «The Man Who Knew Too Much» zitieren, dann wissen sie auch, dass der Marrakesch-Urlauber (Jimmy Stewart) in die Intrige gerät, weil man seinen Sohn entführt hat. Dieser Druck fehlt in «Our Kind of Traitor» völlig. Der Poesie-Dozent ist alles, aber ganz bestimmt kein Abenteurer. Deshalb ist der Plot (übrigens schon bei Le Carré) arg konstruiert.

Dafür ist Dima pures Klischee: Wie ein personifizierter Brennofen lodert aus allen seinen Poren der Turbo-Russe. Als eine Art Über-Obломow bullert er sich mit lautem Bassorgan durch Freundschaft, Familie und die Intrigen, hängt stiernackige Beschatter ab, umarmt seine Lieben, die nur mehr Trabanten sind, und grantelt über die lavierenden Briten. Dass der Kontakt zwischen Dima und dem Brit-Paar in einem Marrakesch-Restaurant eingefädelt wird, ist wohl als Hommage an Hitchcock gedacht. Immerhin wird's in der zweiten Hälfte spannend, und John le Carrés Cameo-Auftritte sind auch rührend. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Coup de chaud — Josef Bousou (Karim Leklou), Sohn des Schrotthändlers, gilt in der Dorfgemeinde als *pain in the ass*, als Nervensäge und Querulant. Er ist aggressiv und penetrant, hat das Verhalten eines geistig Zurückgebliebenen, tut aber letztlich niemandem etwas zuleid. Eine solche Figur wird gerne zum Sündenbock für alles gemacht, was im Dorf schiefläuft. Eine Hitzewelle wird zur Plage, das Getreide, die Wasserversorgung, alles liegt im Argen, die Stimmung ist auf dem Nullpunkt, und Josef wird zur Reizfigur. Als er eines Tages tot aufgefunden wird, verdächtigt jeder jeden. Raphaël Jacoulot («Avant l'aube») gelang, gemeinsam mit seiner Co-Autorin Lise



Alles liegt im Argen: «Coup de chaud».

Machebœuf, das überzeugende Porträt einer Dorfgemeinde nach einer wahren Geschichte. Bestechend das Lokalkolorit, intensiv die Charaktere, erschreckend die Seelenabgründe, die sich Schritt für Schritt auftun. Niemand wird denunziert. Ein suggestives Milieugemälde, das gelegentlich an die «Jagdszenen aus Niederbayern» erinnert, jenes legendäre Theaterstück von Martin Sperr, das 1968 von Peter Fleischmann verfilmt wurde. ★★★★★

L'étudiante et Monsieur Henri — Das gleichnamige Boulevardstück war auf der Bühne so erfolgreich, dass sich Autor Ivan Calbérac entschloss, es zu verfilmen. Ein knurriger Witwer lebt alleine in einer grossen Pariser Altbauwohnung und hasst seine Schwiegertochter.

Als eine Studentin bei ihm einziehen will, erlaubt er es ihr nur widerwillig und rückt mit einem sehr unmoralischen Angebot heraus: Sie soll seinen Sohn bezirzen, auf diese Weise will er die Schwiegertochter loswerden. Ein wenig putzig ist das schon, aber weil der grossartige Claude Brasseur den alten Knurrhahn spielt und – sehr charmant – die gebürtige Walliserin Noémie Schmidt die Studentin, bleibt das vergnüglich. Man ist vor allem gespannt wie ein Flitzbogen, wie sich Noémie dem fragwürdigen Angebot entwindet. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

In «Bastille Day» spielt Idris Elba einen CIA-Agenten in Paris. Sie haben in Ihrer Kritik geschrieben, dass er aufpassen müsse, nicht verheizt zu werden. Das wird er doch gar nicht, oder? M.P., per E-Mail

Na ja, ich finde schon. Er hat mehr Charakter und Leinwandpräsenz, als nur in B-Filmen zu spielen, und «Bastille Day» ist ein B-Film.



Als aggressiver, reichlich desolater Detektiv in der BBC-Serie «Luther» zeigt er mit massiver Präsenz, wozu er fähig ist: zu höchstem Niveau. Bekannt wurde der 1,90-Meter-Mann in

David Simons TV-Serie «The Wire». Dort spielte er einen Drogenboss aus Baltimore, der ein Doppelleben führte: tagsüber Drogendealer und am Abend Student der Betriebswirtschaft auf dem zweiten Bildungsweg. Diese Vermischung von knallhartem illegalem Geschäft und dem Aufstieg ins seriöse Business verkörperte er mit bestechender Wahrhaftigkeit. Weil er eben wirklich mehr kann, sollte er sich nicht zu oft puren Action-Reissern verpflichten.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Old Songs, New Sounds

Von Peter Rüedi

Lucia Cadotsch, trotz ihres bündnerischen Namens 1984 in Zürich geboren und inzwischen in Berlin lebend, ist eine der erstaunlich vielen Jazzsängerinnen aus der Schweiz. Fast ist man versucht, Jazz zwischen Anführungszeichen zu setzen, so weit ist sie mit ihrer klaren, ungebrochenen Stimme entfernt von dem verrauchten, lasziven Ambiente, das lange zum Jazzgesang gehörte, ganz im Sinn von Robert Walsers Satz: «Dem Verstand war's hurenhaft, dem Gefühl titanisch.» Eben deshalb ist der jüngste Versuch mit ihrem Trio (Otis Sandsjö, Tenorsax, und Petter Eldh, Bass) besonders kühn. Die CD trägt den Titel «Speak Low», und Cadotsch interpretiert darauf Balladen wie «Don't Explain», «Deep Song», «Some Other Spring», «Willow Weep for Me», «Gloomy Sunday». Die gehörten allesamt (wie der Titelsong) zum Repertoire der grossen Billie Holiday, welche die zum Teil erschütternd banalen Texte so sehr verinnerlichte, dass daraus glaubhafte Konfessionen wurden.

Der Gipfel von Cadotschs Wagemut ist ihre Interpretation des Stücks, das wie keines mit der Person der «Lady Day» verbunden ist: «Strange Fruit», eine dramatische Anklage gegen die Lynchjustiz in den Südstaaten. Es war Holidays stärkstes politisches Statement, aber in seinem Pathos einer ihrer schwächeren Songs. Ihre Stärke war der Subtext, nicht die direkte Rede. Das gilt für die Musik wie für den Inhalt der Lyrics. Darf ein «Züri-Meitli» sich an so was wagen? Ich meine: *Nein*. Allerdings nicht wegen des Verdachts auf ein Sakrileg, sondern weil die Mutter aller Protestsongs schon im Original schwer erträglich ist. Starke Botschaft, schlechte Lyrik, mässige Musik. Davon abgesehen ist ein grosser Reiz dieser CD gerade die Distanz zwischen Cadotschs Interpretationen und dem nie ganz auszublendenden Nachhall von denen Holidays. Sowie von einer weiteren Unverfrorenheit: dass diese Sängerin ohne ein Harmonie-Instrument und ohne Schlagzeug antritt und sich ganz auf den Kontrast ihrer Stimme zu dem zuweilen in krudem Sound arpeggierenden Tenor von Sandsjö und dem starken Bass von Eldh verlässt. Das hat einen grossen, sehr besonderen Reiz.



Lucia Cadotsch: Speak Low. Yellow Bird/Enja YEB 7761

Rhythmus und Glamour

Eröffnung der Sommerfestival-Saison; Walter Andreas Müller in «Some Like It Hot»; Berset im Landesmuseum. Von *Hildegard Schwaninger*



Bald in St. Moritz: Schweizer Sängerin Rossinelli.

In den Bergen und an den Seen startet die Sommerliche Kultursaison. Das Festival da Jazz wird heute Abend in St. Moritz eröffnet. Es findet zum neunten Mal statt. Jazzfestivals haben, wie **Christian Jott Jenny**, Gründer und Künstlerischer Direktor, sagt, «Nachhaltigkeit». Das Jazzfestival Montreux darf heuer seinen 50. Geburtstag feiern.

Rolf Sachs stellt in St. Moritz wieder den «Dracula Club» zur Verfügung. 150 Gäste haben hier Platz, der Klub ist das Herzstück des Festivals, die Klubatmosphäre für Künstler wie Besucher unübertrefflich. **Philipp Rhomberg**, Generaldirektor Lexus Schweiz, ist treuer Sponsor (seit acht Jahren dabei), stellt Lexus-Limousinen für Künstler- und VIP-Transporte zur Verfügung. Viele Hoteliers, das «Kulm»-Hotel, der «Schweizerhof»,



«Nachhaltigkeit»: Festival-Gründer Jenny.

das Hotel «Hauser» unterstützen das Festival da Jazz, das Glanz, Glamour, Rhythmus und Schwung in die Berge bringt, mit günstigen Special Packages für Festivalbesucher. Markus Hauser belebt die Terrasse seines im Ortszentrum gelegenen Hotels «Hauser» mit Sonntags-Brunch-Jazz und Apéro-Konzerten an den Wochenenden.

Ein Konzert von Mother's Finest soll das Konzertereignis dieser Saison werden. Es findet am 26. Juli statt, auf dem Engadiner Hausberg, dem Muottas Muragl. Das Freiluftkonzert ist kostenlos, ein Dankeschön an die Engadiner Bevölkerung, Gäste und Freunde.

Carolina Müller-Möhl unterstützt das Festival da Jazz mit ihrer Foundation. Ihre Stiftung setzt sich für Frauen ein, und so sponsert sie – Stichwort «Women in Jazz» – einen Abend im «Dracula», der speziell zu werden verspricht. **Anna Rossinelli**, die junge Sängerin aus Basel («Takes Two to Tango»), und **Othella Dallas**, die letztes Jahr neunzig wurde («Baby, One More Time»), treten gemeinsam auf. Am 7. August. Nach Mitternacht können sie dann auf Christian Jott Jenny anstossen. Der hat am 8. August Geburtstag.

Der Schweizer Komiker und Schauspieler **Walter Andreas Müller** ist Star der Thunerseespiele, die vom 13. Juli bis Ende August am Thunersee stattfinden. In dem Musical

«Sugar – Some Like It Hot», nach der Komödie von Billy Wilder mit **Marilyn Monroe** und **Jack Lemmon**, spielt WAM den Millionär **Osgood Fielding III**. Der verliebt sich in **Daphne**, eine Frau, die in Wirklichkeit ein Mann ist – und quittiert diese Erkenntnis mit dem Satz «Nobody is perfect», der damit unsterblich wurde.

Ein Grossereignis in Zürich ist die Eröffnung des erweiterten Landesmuseums Zürich. Das Schweizer Nationalmuseum lädt am 31. Juli zur 26-Stunden-Feier. Bundesrat **Alain Berset** hält die Eröffnungsrede, es sprechen Regierungspräsident Mario Fehr, Stadtpräsidentin **Corine Mauch**, **Markus Notter**, Präsident Museumsrat Schweizerisches Nationalmuseum, und **Andreas Spillmann**, als Direktor des Museums der Hausherr. Das Museum, das die Ausstellungen «Archäologie Schweiz» und «Europa in der Renaissance / Metamorphosen 1400–1600» zeigt, bleibt die ganze Nacht geöffnet. Bis am späten Nachmittag des Nationalfeiertags, 1. August.

Die Perle unter den Sommerfestivals ist natürlich das Lucerne Festival. Eröffnet wird am 12. August mit der 8. Sinfonie von **Gustav Mahler**, der «Sinfonie der Tausend», mit der sich **Riccardo Chailly** als neuer Chefdirigent des Lucerne Festival Orchestra und Nachfolger des verstorbenen **Claudio Abbado**



«Nobody is perfect»: Schauspieler Müller.

präsentiert. Das Konzert ist restlos ausgebucht, es wird live auf SRF 2 übertragen. Das Festival am Vierwaldstättersee ist ein Musikfestival mit internationaler Ausstrahlung, Gipfeltreffen der Weltbesten der klassischen Musik, der berühmtesten Dirigenten, der virtuosesten Solisten. Motto des diesjährigen Festivals ist «Primadonna». So hält eine Frau die Eröffnungsrede – eine schöne, begabte, die als Ausnahmetalent gilt: **Barbara Hannigan**, die kanadische Sopranistin und Dirigentin. Composer in Residence ist die österreichische Komponistin **Olga Neuwirth**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

New York, New York

Die Anwältin Samantha Golkin, 33, und der Treuhänder David Nigliazzo, 32, haben vor drei Jahren geheiratet. Für die Ewigkeit war auch die Ankündigung des grossen Ereignisses.



«Durch und durch»: Brautpaar Nigliazzo-Golkin.

Samantha: Wir sind beide New Yorker. Durch und durch. Wir lieben die Stadt, die Leute, einfach alles. Ich bin hier aufgewachsen, und ich hätte es mir, ehrlich gesagt, nur schwer vorstellen können, einen Mann aus Chicago oder Texas zu heiraten. New Yorker und jüdisch: Das waren quasi meine Bedingungen bei der Suche. Dass ich auf einen derart wunderbaren Menschen wie David treffe, der aus dem Süden stammt, im Herzen aber zum Big Apple gehört, hätte ich nicht unbedingt gedacht.

David: Der Antrag fand – wo sonst – im Central Park statt. Es war Frühling, ich nahm sie in die Arme und tanzte einige Schritte mit ihr, sie lachte, wir waren bereits glücklich. Dann ging ich auf die Knie und präsentierte ihr einen, ich muss es selbst sagen, extrem schönen Ring.

Samantha: Ein Ring war als Solitär rundum mit Brillanten bestückt, der zweite, ebenfalls aus Weissgold, beeindruckte mich durch die ovale Form des funkelnden Diamanten, der gross war. Sehr gross. Überglücklich starteten wir mit den Vorbereitungen. Das Fest sollte in der legendären New Yorker Gotham Hall stattfinden. Das Motto lautete: Art Déco, mit einem zeitgenössischen Dreh in den Farben Purpur und Gold, dazu schneeweisse Rosen. Allein die Einladungen kosteten mehrere tausend Dollar.

David: Wir hatten diese bereits an 200 Gäste geschickt, als uns Samanthas Diagnose Brustkrebs wie ein Hammer traf. Eine doppelte Mastektomie war unabwendbar.

Samantha: Es war ein Schock, ich hatte meine Mutter als Zehnjährige wegen Brustkrebs verloren. Obwohl nach der OP ein Brustaufbau gemacht wurde, galt es, beim Kleid nun spezielle Dinge zu beachten. Ohne zu sehr ins Detail gehen zu wollen: Mein Décolleté war am Schluss schöner als je zuvor. Die sehr aufwendigen Hochzeitsvorbereitungen lenkten uns beide von der Krankheit ab, die ich zum jetzigen Zeitpunkt überwunden habe.

David: Als New Yorker möchte man seine Hochzeit natürlich in der entsprechenden Rubrik der *New York Times* ankündigen. Wenige Zeilen, ein schönes Bild, und die ganze Stadt weiss, dass man heiratet. Das ist eine Tradition, es gehört im besten Fall einfach dazu und weist einen als Mitglied dieser Gesellschaft aus. Da sich Tausende dafür anmelden, rechneten wir uns keine grossen Chancen aus. Wir befolgten bei den Anmeldungen alle Vorgaben akribisch – und tatsächlich: Einige Tage vor dem Event erfuhren wir, dass wir zu den Glücklichen gehören und damit für immer und ewig in den Archiven der Zeitung bleiben werden.

Samantha: Es war das schönste Geschenk. Schnee verwandelte unsere Stadt an unserem grossen Tag in eine Traumlandschaft. Nach der jüdischen Zeremonie folgten der Cocktail und ein rauschendes Fest. Meine Grosseltern hatten eine Woche zuvor ihren 62. Hochzeitstag gefeiert. Diese Liebesgeschichte und das Gedenken an meine geliebte Mutter wurden an der Hochzeit ebenfalls thematisiert. In der Zwischenzeit sind wir Eltern geworden, und ich vermisse meine Mutter mehr als je zuvor. David ist mein Trost, weil er alles versteht.

David: Nebst den Rosen, den Orchideen, den opulenten Dekorationen im Gatsby-Stil hatten wir Hunderte von alten Schlüsseln verteilt. Sie symbolisierten für uns, dass der Zugang zum Herzen des anderen nur möglich ist, wenn sich die Eheleute auch beste Freunde sind. Was heisst das? Dem anderen gönnen, was ihn glücklich macht; keinen Neid empfinden, wenn man selbst schwere Zeiten durchmacht. Und: nicht alles verstehen müssen.

Protokoll: Franziska K. Müller

EU statt EM

Von Andreas Thiel — Wie man Europa in die EU integriert.

Juncker: Wie kommen Engländer auf die Idee, Engländer zu sein? Was bringt Italiener dazu, zu denken, sie seien Italiener? Und was haben Franzosen davon, sich als Franzosen zu sehen?

Schulz: Es wäre schön, wenn sich alle so fühlen könnten, wie Deutschland sich fühlt, nämlich als Europa.

Juncker: Ich sage dir, das Problem ist der Nationalismus. Solange es Nationen gibt, werden wir Europa nie in die EU integrieren können.

Schulz: Das sieht man auch jetzt wieder an dieser EM. Weshalb lassen wir Nationalmannschaften zu? Das schadet dem Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der EU. An der



«Grossartig! Deutsche, Franzosen, Engländer und Italiener jubeln alle derselben Mannschaft zu!»

nächsten EM sollten wir alle zusammen eine einzige europäische Mannschaft bilden. Das wird Europa wieder einen.

Juncker: Grossartig! Deutsche, Franzosen, Engländer und Italiener jubeln alle derselben Mannschaft zu! Nein, halt, die Engländer werden darauf bestehen, eine eigene Mannschaft zu bilden.

Schulz: Und die Isländer auch.

Juncker: Und die Schweizer auch.

Schulz: Nein, die Schweizer nicht. Wir brauchen bloss ein ernstes Wörtchen mit dem schweizerischen Bundesrat zu reden, dann werden sich die Schweizer «autonom» in die EU-Mannschaft integrieren.

Juncker: Aber wenn England oder Island gewinnt?

Schulz: Das ist unmöglich. Mit einer gesamt-europäischen Integrationsmannschaft werden wir so unschlagbar sein, dass Mannschaften von ausserhalb der EU an der EM gar keine Chance mehr haben. Deshalb werden sie sich alle sofort in die EU integrieren. Denn wer will schon dauernd zu den Verlierern gehören?

Juncker: Und wenn die EU trotzdem mal verliert?

Schulz: Das wird nicht der Fall sein, denn selbstverständlich wird nach EU-Regeln und unter EU-Schiedsrichtern gespielt.

Zürisee-Schmetterling

Von Peter Rüedi



Das die Traube ihre Bezeichnung vom Effekt nach übermässigem Genuss habe, ist das, was die Sprachwissenschaft eine Volksetymologie nennt, eine missverständliche Herleitung des Wortsinns. Wie etwa der bei näherem Zusehen groteske Irrtum, der Schmetterling, dieses fragilste aller Wesen, verdanke seinen Namen dem Umstand, dass er mit seinen Flügeln «die Luft schmettere». In Wahrheit kommt er vom ostmitteldeutschen Wort «Schmetten», das so viel bedeutet wie «Sahne» und so den zarten Sommervogel in die Nähe des englischen «butterfly» rückt. So hat der Räuschling, die einst am rechten Zürichseeufer dominante, nicht ganz einfach zu handhabende Sorte, nichts mit «Rausch» zu schaffen. Vielmehr heisst sie so, weil ihr Blattwuchs so dicht ist, dass sie schon beim geringsten Luftzug rauscht.

Die Forschungsanstalt Agroscope in Wädenswil hat sich um die Renaissance der Sorte, aus der in den richtigen Händen diskrete, elegante, feinfruchtige, zitronenblütenduftige und mineralische Weine entstehen, besonders verdient gemacht, zusammen mit ein paar Pionieren wie Hermann «Stikel» Schwarzenbach in Meilen. Inzwischen hat der Räuschling den Status einer autochthonen Spezialität, eines schmetterlingshaft zarten und doch nervigen Weins, mit seinem geringen Alkoholgehalt zu nichts weniger geeignet, als sich einen Rausch anzutrinken. Damit ist auch schon fast der Räuschling beschrieben, den Andreas Stössel auf dem Weingut Höcklistein über Rapperswil-Jona seit ein paar Jahren macht, nicht allzu asketisch, will sagen: in der Säure etwas domestiziert durch eine Spur Restsüsse, aber mit viel Gespür für die fragile sortentypische Finesse. Mit etwas Fantasie ist zu erahnen, was die Genetiker neuerdings herausgefunden haben: dass der Räuschling ein nicht so entfernter Verwandter des Walliser Heida ist. Etwas Birne und Quitte in der Nase, gute Struktur, überhaupt von A bis Z eine hellgelbe jugendliche Freude. Zu frischem Süsswasserfisch. Oder einfach so, als Aperitif. Oder als erfrischender Schluss nach einem Abend mit mastigeren Flaschen.

Höcklistein, Rapperswil-Jona: Räuschling 2015, 12,5%. Brancaia, Zürich. Fr. 19.50. www.vinothek-brancaia.ch

Italiener Nummer eins

Antonio Colaianni hat in Zürich eine neue Wirkungsstätte und feiert dort Feste der mediterranen Küche. Von David Schnapp



Oho-Erlebnis: Antonio Colaianni, «Gustav».

Wenn man mich fragen würde, welches der beste Italiener unter den Restaurants in der Stadt Zürich ist, müsste ich mein Urteil von 2009 revidieren, damals behauptete ich, es sei das «Accademia del Gusto» im Kreis 4 (*Weltwoche* Nr. 39/09). Zu dieser Zeit war allerdings auch Antonio Colaianni noch nicht in der Stadt. Nach Stationen im Wolkenkratzer «Clouds» und im «Mesa», wo er auf bestem Weg war, sich an die Spitze der Stadt zu kochen, heisst seine neue Heimat seit einigen Wochen «Gustav». Im aufstrebenden Bahnhofsviertel vereint das Haus edle Wohnungen mit Hotelservice und faszinierendem Blick auf die Geleise des Hauptbahnhofs, ein Café und ein Restaurant. Colaianni ist der kulinarische Direktor dieses Ensembles und hat die Linien klar abgesteckt: Der Berner mit italienischen Wurzeln verbindet das Beste aus zwei Welten.

Italienische Einfachheit, gepaart mit dem Raffinement der klassischen französischen Küchentechniken, das ergibt in der Summe eine unverkennbare Mischung: den Colaianni-Geschmack, den eine Verbindung aus Leichtigkeit und Tiefe kennzeichnet. Die Terrine vom Kaninchen etwa lebt von einem reinen, feinen Fleischgeschmack, verwendet werden vor allem Bauchlappen und Schenkel, aber keine Farce. Stattdessen wird das Fleisch in Lardo eingewickelt und langsam gegart. Begleitet von geröstetem Brot, weissen Bohnen, Kräutersalat, Oliven



sowie einem Geflügeljus mit Trüffeln, entsteht eine leicht herbe, vielschichtige Kombination.

Stadt, Land, Meer

Colaiannis Meisterstück aber ist zweifelsohne die Bouillabaisse, die auf einem Fischfond aufgebaut ist und in mehreren Ansätzen hergestellt wird, so dass die samtene, cremige Suppe am Ende ein grosses geschmackliches Volumen erhält, vielschichtige Nuancen von Jod, etwas Süsse sowie eine leicht kratzige Schärfe von etwas Chili- und Mandarinenöl. Als Einlage finden wir Wolfsbarsch, einen Gambero, eine angeröstete Jakobsmuschel, ein grandioses Stück Seehecht, knusprig ausgebackene Aquadelle (Ährenfische) sowie kleine Krebstiere, «knusprig wie Heuschrecken», sagt Colaianni lachend. Nach dem Meer das Land: Serviert wird das Entrecôte einer dreizehn Jahre alten baskischen Kuh, und es gerät zum Oho-Erlebnis: intensiver Fleischgeschmack mit feiner Säure, eine zarte, fast mürbe Struktur – «Wagyu-Beef ist überschätzt», denke ich in diesem Moment.

In einem Satz: Man kann zurzeit in Zürich nicht besser bei einem Italiener essen als bei Colaianni im «Gustav». Italienisch indes isst man nicht – es ist ein Fest der mediterranen Küche.

Restaurant Gustav, Gustav-Gull-Platz 5, 8004 Zürich, Tel. 044 250 65 00. Sonntags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Motorrad

«Ich könnte...»

Die Africa Twin ist eine Töff-Legende, die Abenteuer verspricht. Im Alltag kann man sich auf der Honda vergnügen. *Von David Schnapp*

Kenner nennen sie eine Legende, die Zeitschrift *Motorrad* schreibt von «bis dahin nicht gekannter Vielseitigkeit und enormer Zuverlässigkeit». Dreizehn Jahre war die Honda Africa Twin, die «Königin der Reise-Enduros» (*Spiegel online*), vom Markt verschwunden, nun ist sie wieder da. Robust und zuverlässig sieht sie aus, denke ich und fantasieren beim blossen Anblick des mächtigen, aber doch schlanken und eleganten Töffs von Reisen

Honda CRF1000L Africa Twin

Leistung: 95 PS/70 kW, Hubraum: 998 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h
Preis: Fr. 12 350.–



durch Wüsten, unbewohnte Berggebiete, Urwälder. Im richtigen Leben bin ich für solche Abenteuer zu bequem, zu verwöhnt und habe – die Ausrede aller Mutlosen – keine Zeit.

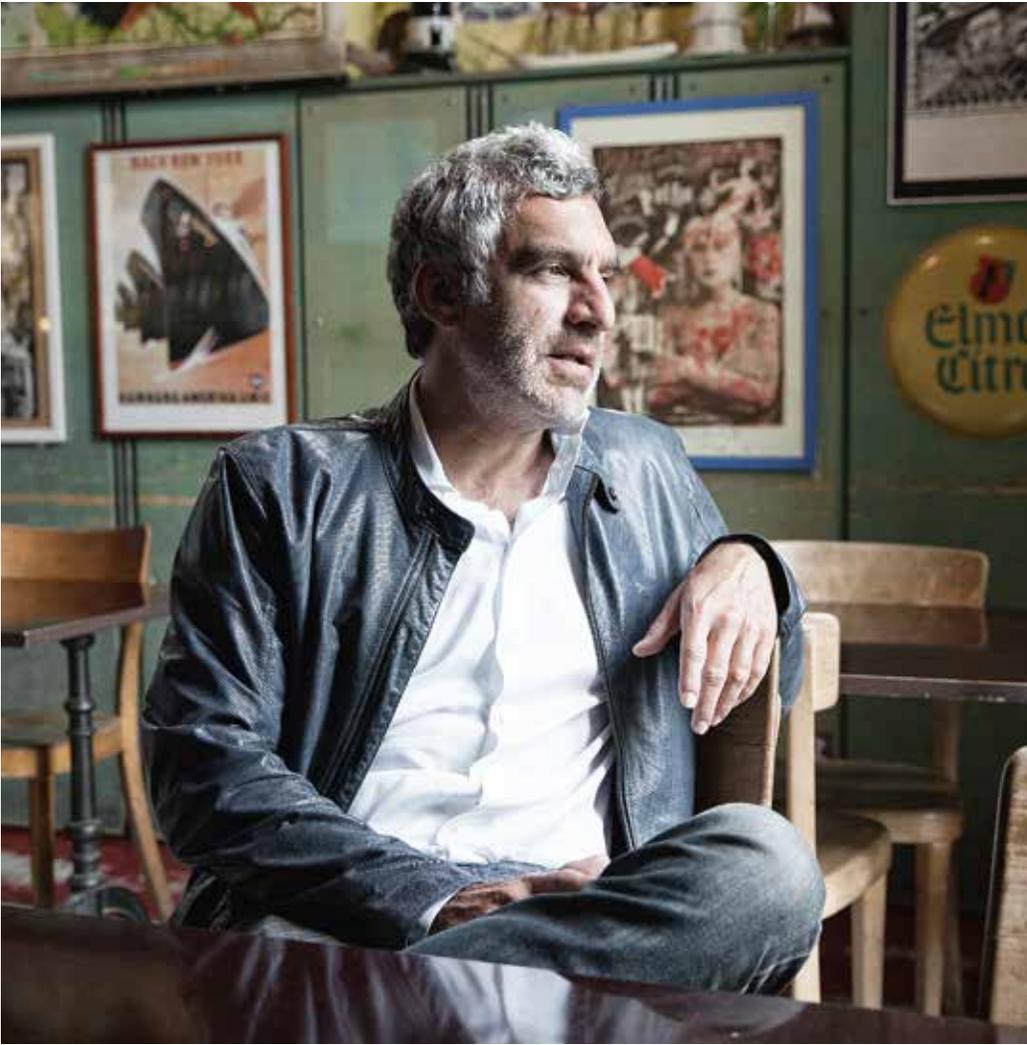
Macht nichts! Die Qualität der Africa Twin ist, dass sie einem ein Versprechen gibt, das sie problemlos einhalten kann: «Ich könnte, wenn ich wollte, durch Wüsten, Berggebiete und Urwälder fahren.» Stattdessen fahre ich durch die Stadt. Hat man auf dem relativ hohen, weichen Sitz Platz genommen, fühlt sich die Honda an, als wäre man damit verwachsen. Das Aufsteigen braucht etwas Übung, damit es halbwegs gekonnt aussieht. Einem 1,78 Meter grossen Durchschnittsfahrer wie mir kann es dabei passieren, dass er mit dem Stiefel an den hinteren Verstrebungen hängenbleibt.

Ansonsten ist die Africa Twin ein äusserst angenehmes Zweiradfahrzeug. Das Beste an ihr ist das weiterentwickelte Doppelkupplungsgetriebe (DCT), das Honda als derzeit einziger Motorradhersteller anbietet. Das bisweilen etwas mühsame Schalten mit dem lin-

ken Fuss fällt weg, mit sanftem Klacken wählt das Getriebe blitzschnell die passende Übersetzung, eine Kupplung für den ersten, dritten und fünften Gang, die zweite für den zweiten, vierten und sechsten. Der Wechsel erfolgt weich und ohne Zugkraftunterbrechung, das ist gerade im Stadtverkehr sehr komfortabel. Und mit zwei Tasten am linken Griff kann manuell geschaltet werden. Dagegen wirkt der traditionelle Kuppeln-Schalten-Vorgang wie aus der Zeit, als Motoren noch mit einer Kurbel in Gang gesetzt werden mussten. Modern ist natürlich auch das ABS (hinten abschaltbar), das LED-Licht oder das auch bei Sonneneinstrahlung gut ablesbare digitale Display.

Knatternde Vehemenz

Die hohe Sitzposition und der lange Federweg sind sehr angenehm in der Stadt, wo gute Übersicht und die Möglichkeit, höhere Kanten zu überwinden, vorteilhaft sind. Beim Bremsen taucht die Maschine sanft über dem Vorderrad in die Tiefe, daran gewöhnt man sich. Ich verlasse die Stadt und fahre auf Autobahnen und Landstrassen (ein Feldweg war auch dabei): bequem wie auf einem grossen Roller und gleichzeitig agil und schnell. Mit dumpf grollendem Knattern beschleunigt der Zweizylinder-Reihenmotor vehement und läuft dann gelassen-ruhig im sechsten Gang. Ich könnte so, wenn ich bloss Zeit hätte, um die halbe Welt.



«Im Wachkoma»: Journalist, Fussballbegeisterter und Ex-Fifa-Sprecher De Gregorio, 51.

MvH trifft

Walter De Gregorio

Von Mark van Huisseling — Der Ex-Fifa-Sprecher erzählt, wer Europameister wird und was er als Nächstes macht. Plus einen Witz.

Wer wird Fussball-Europameister?» – «Ich sag' Belgien; alle sagen Deutschland, aber das ist langweilig. Belgien hat Lehrgeld gezahlt im Spiel gegen Italien, die motivierten jungen *Sieche* gegen die alten Säcke, und die alten Säcke sind cleverer gewesen ... Ich kenn' den Trainer [der belgischen Nationalmannschaft], Marc Wilmots, ihm würd' ich es gönnen.» – «Weshalb haben, bis jetzt jedenfalls, Portugal und Spanien enttäuscht?» – «Portugal lebt davon, dass sie einen Superstar [Cristiano Ronaldo] haben und alle das Gefühl haben, der richte es schon. Und der zweite Grund, darum wird auch Spanien nicht gewinnen, ist: Sie haben Spieler, die bis zuletzt in der Champions League aktiv sind, sie kommen ausgepresst an das Turnier.» (Das Gespräch fand statt am Montag, den 27. Juni; wir trafen uns zum Mittagessen im «Chez Fritz» in Kilchberg – also vor dem Viertelfinal Italien gegen Spanien, den Italien 2:0 gewann.)

Walter De Gregorio, 51, ist ein Schweizer Journalist, der auch die italienische Staatsbürgerschaft hat; er war bis vergangenes Jahr Kommunikationschef der Fifa. Bevor er 2011 zum Fussballverband wechselte, arbeitete er als Sportchef beim *Blick* sowie als Autor beziehungsweise Kolumnist für das *Magazin* und die *Weltwoche*. Als Fifa-Kommunikationschef fiel er unter anderem auf, als er allein, ohne Präsident Joseph Blatter, zirka hundert Journalisten aus der ganzen Welt Auskunft gab, nachdem hohe Fifa-Mitglieder vor der Präsidentenwahl in Zürich in einem Hotel verhaftet worden waren. Seit De Gregorio die Fifa verlassen hat, befindet er sich in einem Sabbatical. Er ist Vater von drei Kindern und lebt in Zürich; er und ich sind bekannt miteinander.

«Vor zwei Jahren, an der Weltmeisterschaft in Brasilien, warst du mittendrin, jetzt bist du aussen vor, stört's dich?» – «Im Gegenteil, es

ist wunderbar. Ich hätte ja nach Frankreich gehen können, jedes Spiel anschauen, ich bin immer noch eingeladen. Aber ich hab so keine Lust mehr. Ich hab mich darauf gefreut und geniesse es, die EM mit Freunden anzuschauen.» – «Wirklich?» – «Damit das klar ist: Die WM in Brasilien war für mich als Fussballbegeisterter das Highlight. Aber beruflich war's wahrscheinlich die grösste Herausforderung, die ich je hatte. Was es bedeutet, eine WM zu organisieren, kann man sich nicht vorstellen als *Journi*. Man arbeitet jahrelang dafür hinter den Kulissen, so ein Turnier besteht aus über 200 Einzelprojekten, und jedes für sich ist ein Riesending, alles muss ineinanderfliessen ... Ich sprech' jetzt Portugiesisch, wegen der WM, das nehm' ich mit. Und jetzt geniesse' ich einen Match viel intensiver als damals als Offizieller. Ein Beispiel: der Halbfinal Brasilien gegen Deutschland, als Deutschland Brasilien wegputzte, 0:4 nach einer halben Stunde oder so [1:7 Schlussstand]. Mein einziger Gedanke, und nicht nur meiner, war: «Gibt das Ausschreitungen?» Ich konnte das Spiel gar nicht mehr schauen, ich dachte schon an einen Krisenstab. Aber wir haben Schwein gehabt, die Brasilianer gingen im Wachkoma aus dem Stadion, es war das ruhigste Spiel.»

«Nachdem du bei der Fifa ausgeschieden warst, hattest du einen Beratervertrag. Und, berätst du die Fifa? Bedarf gäbe es ja ...» – «Das war bis Ende 2015, ich stand zur Verfügung, das war der Deal. Aber nein, es kam keine Anfrage, und ich habe nichts mehr gemacht.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Hinter den Kulissen schaffen; ich habe mein Beziehungsnetz ein Jahr lang gepflegt und ausgebaut, ab September lege ich wieder los. Es wird in der Beratung sein – Krisenkommunikation, strategische Kommunikation, aber auch Nutzung meines internationalen Netzwerks. Ich hab viele gute Kontakte im arabischen und asiatischen Raum.» – «Erzählst du noch einen Witz zum Schluss?» (Journalisten behaupteten, De Gregorio sei bei der Fifa entlassen worden, nachdem er in der Sendung mit Namen «Schawinski» im Schweizer Fernsehen folgenden Witz erzählt hatte: «Sepp Blatter, sein Kommunikationschef und der Generalsekretär sitzen im Auto. Wer fährt? Die Polizei.» Er sagt, das sei falsch, stattdessen habe er entschieden zu kündigen.) – «Vier Kumpel wollen an die EM nach Frankreich, ein Spiel anschauen. Aber der eine darf nicht, seine Frau hat's ihm verboten. Als die drei im Hotel ankommen, ist der Vierte schon dort, an der Bar, beim Bier. «Was ist passiert?», fragen sie. «Nicht viel, ich sass zu Hause auf dem Sofa, da kommt meine Frau, sexy angezogen, im *Négligé*, knallt ein Paar Handschellen hin und sagt: «Fessle mich. Und mach, was du willst!»»

Sein liebstes Restaurant: Morgenstern da Mario, Zwinglistrasse 27, Zürich, Tel. 044 242 68 30

1			3		4	5			6	7	8		9
					10				11				
12	13		14						15			16	
17									18				
	19												
									20			21	22
23		24		25					26				
27									28			29	30
31			32		33				34				
		35							36			37	
38											39		
		40							41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Musikalisches Möbel

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er hat, so viel steht fest, den zweiten Platz auf sicher. 6 Was nach lästigem Insekt klingt, bringt nicht nur Roller-Nostalgiker ins Schwärmen. 10 Warenzeichen, GmbH: man denke an Polyesterprodukte. 12 Eine Rochade ausführen lässt sich am einfachsten so. 15 In der Schweiz ein Hellscher (Mike), im Hinduismus ein Gott. 17 Ein solch mächtiges Gebläse – nicht von menschlicher Hand. 18 Die Verrücktheiten machen gerade Partner besonders verrückt. 19 Das des Kolumbus, oder zumindest ein Teil davon. 20 So, so will es zumindest die Legendenbildung, war Mutter Teresa. 23 In etwa: Was Helvetia für uns, ist sie für die Bayern. 26 Man zahlt in Laos mit Kreditkarten, oder auch mit ihm. 27 Aus Rücksicht nennen wir Popmusiker Brian hier so. 28 Flieg!, rufen ihm die einen singend zu, während andere ihm den Tod wünschen. 31 Das Wort verweist Richtung Komoren und zum Propheten aus dem Buch Mormon. 34 Die Klugen denken es, jene sagen es. 35 Faktisch ebenso unabänderlich wie unwiderruflich. 37 So genannte Small interfering RNA. 38 Für ihn ist Arbeit liebgewonnene Tätigkeit. 39 Sie hat bei Jugendlichen die Hand im Spiel, nicht schön anzusehen. 40 Das oft tödliche Fieber verweist deutlich auf jene afrikanische Stadt. 41 Italiener und er haben romanische Sprache gemeinsam.

Senkrecht — 1 So südlich gibt es in Portugal nur eine Stadt. 2 Plüsch und dazu erst noch ein gewirkter. 3 Gut so, denn sie schafft Verbindung zwischen Hund und Halter. 4 Das Beiwort steht für zielstrebiges Fortkommen. 5 So sehr kann es wirklich nur für Franzosen sein. 6 Dort an der Mündung der Vispa in den Rotten. 7 Die Annahme ist keine Vermutung sondern eine Sicherung. 8 Besagter, so der Brite, war der Emir von Granada. 9 Zum After gehörend ist es nur bei korrekter Schreibweise. 11 Sie sind für Grosseltern eine wachsende Freude. 13 Das Gewürz lässt einen von der Provence und vom Mittelmeer träumen. 14 Wie die Sophia ein Museum wird. 16 Eines führte kürzlich von Baar bis nach Davos Klosters. 21 Sakio, keine Weltberühmtheit, doch auch mal WBC-Boxweltmeister. 22 Manche sind es eher mit dem Salz, andere mit Schmalz und anderen Fetten. 23 Indiens Grossstadt, wie sie die Briten einst kannten. 24 Mit Hilfe der Sprache kann man es dann schon so sagen. 25 Grosse Studentenstadt in Frankreichs Westen. 29 Kein Unkraut auf der Weide, sondern ein Kraut auf der Heide. 30 Wenn die Sehnsucht ruft, ist sie sehr oft genau dort. 32 Bergig, wo Herakles sich einst verbrannte. 33 Hüte dich vor denen des März, warnte Plutarch eindringlich. 36 Jene Epoche ist für die Italiener unvergesslich.

©Fritz Müller - Rätselactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 474

A	L	L	E	S	A	M	T	A	V	O	N		
C	R	I	P	O	L	A	R	M	E	E	R	A	
H	Y	A	Z	I	N	T	H	E	T	R	U	H	E
O	L	I	R	O	S	E	N	W	A	S	S	E	R
R	S	P	U	R	T	O	T	O	T	R	A		
A	L	O	R	S	A	T	O	M	A	R	A		
L	I	N	O	A	D	A	N	A	G	E	N	F	
I	B	A	N	T	H	T	H	U	N	I			
E	J	S	E	R	N	G	L	A	E	N	Z	E	N
S	P	I	N	E	R	E	I	I	G	I	N	G	
P	U	K	E	K	O	R	D	A	D	E			
E	T	H	I	S	C	H	N	E	I	N	E	R	

Waagrecht — 1 ALLESAMT 8 AVON 11 CRI (franz. f. Schrei) 12 POLARMEER 14 HYAZINTHE 15 TRUHE 17 OLI 18 ROSENWASSER 19 SPURT 21 OTRA 22 ALORS (franz. für also) 24 ATOMAR 27 LINO (Ventura, mit A. Delon und J. Gabin) 28 ADANA 29 GENF (Verkehrsbetrieb in BS und GE) 32 BANTU 34 THUN EISERN 38 GLAENZEN 41 SPINNEREI 42 IGING (I Ging) 43 PUK 44 NORD 45 ADE 46 ETHISCH 47 EINER

Senkrecht — 1 ARYL (Lyra) 2 LIAISON 3 EPIRUS 4 SONOR 5 ALTSTADT 6 MAHE 7 TRENTON 8 AETA (indigenes Volk auf den Philippinen) 9 VERSORGUNG 10 ORUST 11 CHORAL 13 AERA 16 HERAN 20 PROBEN 23 LILIPUT 25 TAUGEN 26 MATA (Hari, berühmteste Spionin) 28 ANNE 30 ENZIAN 31 FINGER 33 ARNES (Arsen) 35 HEIDE 36 ESPE 37 SIKH 39 LION (engl. f. Löwe) 40 ENDE

Lösungswort — LAUTMALEREI

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



© UBS 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Es geht um viel mehr als den Sieg.

Grosse Emotionen am UBS Kids Cup erleben.
ubs.com/kidscup

